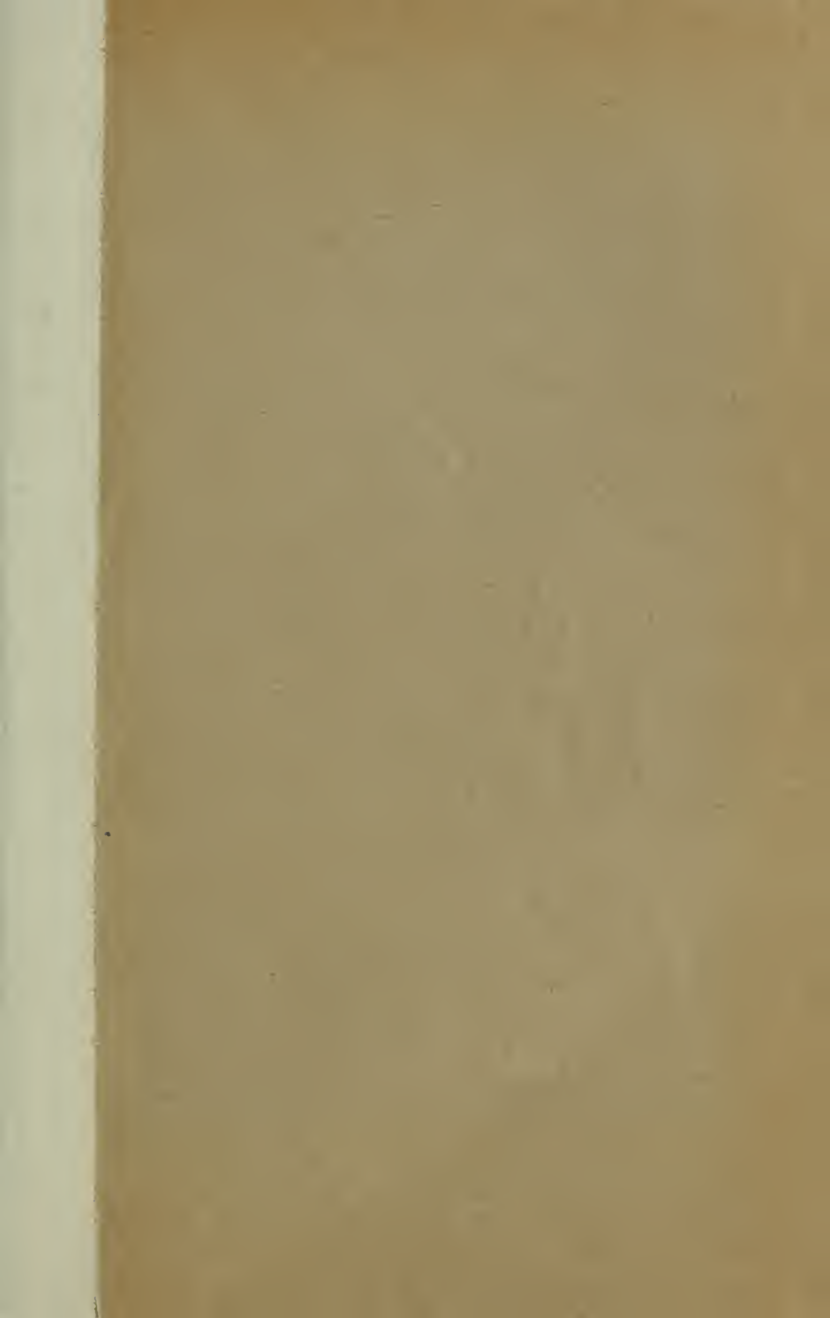
Leopold von Ranke

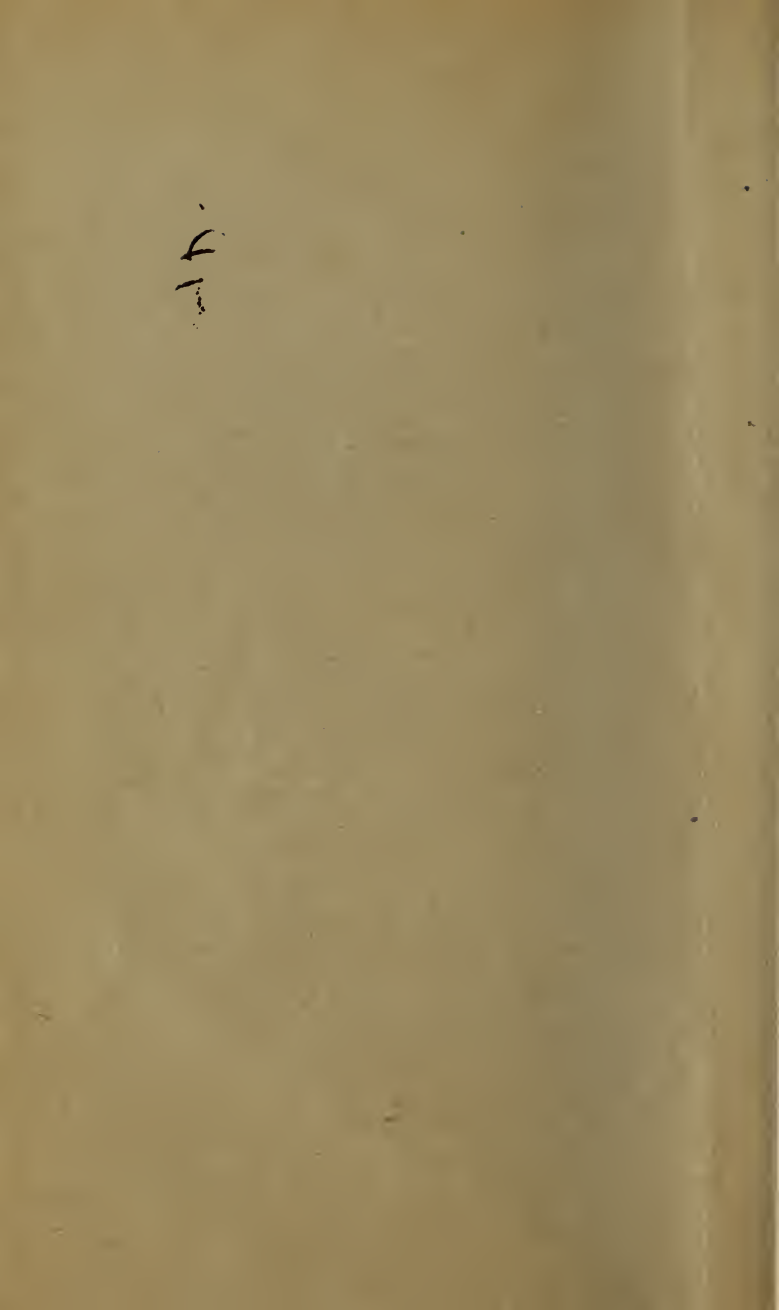
Männer der Weltgeschichte

Zweiter Teil

Insel-Bücherei Nr. 238


UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO



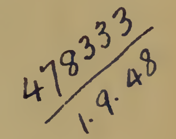


Männer der Weltgeschichte

Charakterbilder
aus Leopold von Rankes Werken

Ausgewählt und herausgegeben
von
Kurt Jagow

Zweiter Teil





Im Insel-Verlag zu Leipzig

Karl V.

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch untätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechzehnten Jahre war er zur Regierung berufen; doch fehlte viel, daß er in seiner Entwicklung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räten allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht." Ein Croy leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indes ruhig in Spanien saß, für unteilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein Geheimer Rat hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua ans Land steigen zu wollen. So war er durchaus. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selber fand man weder Leidenschaft noch Übereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Die Osmanen und die spanische Monarchie (Fürsten und Völker von Südeuropa Bd. I), S. 90–97, und Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation Bd. 5, S. 303–309.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbsttätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Verhältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venezianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu tun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst aufs reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an, von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfnis und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Kardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz' I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen, bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den kastilischen Cortes bemüht, sich die Auflage des Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Solimans hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Heide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ozean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrenen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr; weiter" hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im ganzen betrachten: nach

ungewöhnlich langem Ruhen volle Tätigkeit. Es läßt sich bemerken, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, später die Tat, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke für eine Gewährung zu nehmen. Dann beriet er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genötigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchem er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzuteilen; diesen fanden die Botschafter immer, bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet: zwischen beiden wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es: häufig hielt Karl den Kurier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl. Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache tun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genötigt worden. Er äußerte sich einst selbst mit einem naiven Geständnis hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen." „Sire," entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit." Karl fiel ihm ins Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten."

Der Beschluß ist indes noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu tun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen ge-

fährdet, bis sie ein wenig im Nachteil seien. Ebendas fühlte Papst Julius III.: Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch fehlte es dem Kaiser oft an Geld: die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indes er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurteilte, was sie tun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden als ein Muster von Klugheit schien. Wenigstens darf man sie kaum als ein Werk der Wahl, der Willkür betrachten. So ruhen, sich unterrichten, harren, erst spät sich erheben und schlagen, eben das ist die Natur dieses Fürsten.

In wieviel anderen Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte jahrelang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hierdurch brachte er andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er mutig, so mutig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch, voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl,

daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich gezogen habe. Was besaß er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zuallererst anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiser sich mit Fürsten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er sich wohl bemühte, deutsche Sitten anzunehmen und sogar den Bart in Deutschland nach deutscher Weise trug, so erschien er den Deutschen doch immer als ein Fremder. Ein Vorspänner bei dem Geschütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitsche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht sogar auf ihn an, beide, weil sie ihn für einen Spanier halten. Besonders seit dem Schmalkaldischen Kriege zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte seine beiden Gegner die Großmütigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämisch gelacht, wie er den guten Kurfürsten gefangen genommen; mit welcher Hinterlist habe er sich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener seine Einfachheit priesen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge selber in einem unscheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutschen auch an solchen Dingen etwas auszusetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überrascht ward, ließ er sich sein altes Barett aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indes unter den Arm. „Armer Kaiser, dachte ich," sagt Sastrow, „der Tonnen Goldes verkriegt und um eines samtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutschland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle seine Tätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war seiner Gesundheit nachteilig; er konnte die oberdeutsche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverstand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing spät an, selbständig zu werden, und ging

ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachsen, und man versuchte manche Küche, um ihn besser zu fördern. Seine Entwicklung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühte er eine Zeitlang in gesunder Jugend. Er fing an, die Jagd zu lieben. In den Alpuxarren, in den toledanischen Heiden verlor er sich mehr als einmal so weit, daß niemand sein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weisen mußte und man in der Stadt schon Lichter in die Fenster gestellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu suchen. Zu Pferde turnierte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er versuchte sich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigstens bei ihm voller Ernst. Wir haben aus dieser Zeit ein Bild von ihm, mit noch geschlossenem, etwas befehlshaberischem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es ist ganze Gestalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmählich und nur allzubald entwickelte sich die Trennung zwischen der oberen und der unteren Hälfte seines Gesichts, welche seine meisten Bilder charakterisiert. Die untere tritt hervor, der Mund bleibt offen, die Augenlider senken sich. So wie er vollkommen in das tätige Leben eintritt, ist er bereits nicht gesund mehr, und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem sechsunddreißigsten Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im vierzigsten Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück, und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begebnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seit-

dem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd, doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse ins Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnötigte, wo ihn sein Hofmeister Monfalconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. Die Gicht, sagt Cavallo 1550, steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht, ihn einmal plötzlich zu töten. Die Ärzte rieten ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermütiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Karl sah niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmutig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knien. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen, ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe, nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich, das Leben zu verlassen, ehe er noch starb.

In Estremadura, in der Vera von Placencia, die einen alten Ruf gesunder Luft genießt, in der Mitte von Baumpflanzungen, die von frischen Quellen und Bächen vom Gebirge belebt sind, liegt das Hieronymitenkloster Juste, das damals aus zwei Klostergebäuden und einer Kirche bestand, an dem Abhang eines Hügels, der es vor den Nordwinden schützt, in vollkommener Einsamkeit. Dahin hatte sich der Kaiser begeben.

Man dürfte nicht glauben, daß er ein Klosterbruder geworden

wäre. Er wohnte nicht in dem Kloster, sondern an der Kirche war ihm ein nicht etwa glänzendes und prachtvolles, aber nach seinen niederländischen Gewohnheiten und den Erfordernissen seines Gesundheitszustandes für Sommer und Winter eingerichtetes geräumiges Wohnhaus erbaut; eine zahlreiche Dienerschaft, die noch den Apparat einer Hofhaltung darstellte, war bei ihm geblieben; sie wohnte zum Teil in benachbarten Ortschaften. Innerhalb der Klosterräume blieb das Bereich der Mönche und der fremden Gäste sorgfältig geschieden; der Haushofmeister liebte die Berührung mit den Mönchen nicht; er suchte sie von jedem kleinen Dienst auszuschließen. Dem Kaiser bekam das Landleben unter dem südlichen Himmel vortrefflich; niemals hatte er sich besser befunden, als im Sommer des Jahres 1557, dort in der Mitte der Orangegärten, zwischen denen sein Haus lag und in denen sein Gärtner Blumenpflanzungen nach seiner Anordnung anlegte. Seine Umgebung hatte Befehl, keine Besuche anzunehmen, und in dem Kloster war es so still, als wäre er nicht anwesend. Oder vielmehr, es ward noch stiller durch ihn: er bemerkte mit Mißfallen, daß zuweilen Frauen an die Pforte kamen und mit den Mönchen redeten: auf seinen Wunsch ward es abgestellt. Man hatte dafür gesorgt, daß der Blick aus seinen Zimmern, der über die Klostergärten hinführte, durch nichts Fremdartiges gestört wurde. Sein Vergnügen war, wenn er sich wohl befand, nach einer kleinen, ein paar Armbrustschüsse entfernten Einsiedelei zu lustwandeln, unter dem Schatten dichtgepflanzter Kastanienbäume, welche vor der Sonne dieses Himmels schützten; zuweilen machte er den Weg auf einem Saumtier oder in seinem Tragsessel. Den gottesdienstlichen Handlungen beizuwohnen, war ihm religiöse Pflicht und zugleich Vergnügen. Er besaß Geschmack und Unterscheidungsgabe für die Musik; die Obern des Ordens hatten nicht versäumt, ihre besten Stimmen in dem Kloster zu vereinigen. Seine Wohnung war in eine solche Verbindung mit der Kirche gesetzt, daß er in den Tagen der Krankheit den Gesang und die Feier der Messe in seinem

Schlafzimmer vernehmen konnte. Des Nachmittags wurden gelehrte Unterhaltungen gepflogen, Stellen aus den Kirchenvätern oder den Paulinischen Briefen gelesen, Predigten gehört; doch nahm sich der Kaiser nicht übel, auch wegzubleiben, wenn etwa eben Briefschaften von seinem Sohn oder von seiner Tochter, welche die Regentschaft in Spanien führte, eingelaufen waren. Es liegt ein idyllischer Reiz über dieser Verbindung von Landleben und Klostereinsamkeit, der Weltentsagung eines Fürsten, dessen Tun und Lassen beide Hemisphären erfüllt hatte. Aber seine Zurückgezogenheit war doch weit entfernt, eine absolute zu sein; sie wurde unaufhörlich durch Geschäfte unterbrochen. Zuweilen sind es die Beziehungen der Familie, welche die Aufmerksamkeit des Kaisers beschäftigten. Unter anderem findet sich, daß er nach dem Tode König Johannes' III. von Portugal im Jahre 1557 Francisco de Borja, der damals in den Jesuitenorden getreten war, nach Lissabon schickte, unter dem Scheine einer Visitation dortiger Kollegien, aber in der Tat, um zu bewirken, daß in die neue Huldigung der junge Don Carlos, sein Enkel, aufgenommen werde. Wie hätte aber überhaupt ein Fürst in seiner Weltstellung und Vergangenheit den großen Angelegenheiten, aus deren Mitte er im Moment einer Bewegung geschieden war, der er nicht mehr gewachsen zu sein glaubte, fremd bleiben können? Im Jahre 1557 traten sie noch einmal in eine Krisis ein. Zwischen dem Papst und dem König von Frankreich wurde eine Allianz geschlossen, welche die Herrschaft des Hauses Österreich in seinen italienischen Landschaften und selbst diesseit der Pyrenäen, damit aber seine gesamte Macht bedrohte. In dieser Gefahr schickte Philipp II. seinen vertrautesten Minister, Ruy Gomez de Sylva, nach Juste und ließ seinen Vater auffordern, ihm nicht allein mit seinen Ratschlägen, sondern auch mit seiner persönlichen Tätigkeit beizustehen und das Kloster zu verlassen, denn es werde ja auch andere Orte geben, die seiner Gesundheit zuträglich seien; schon sein Wiedererscheinen werde die Feinde in Furcht setzen. Der Kaiser antwortete: in dem

Kloster gedenke er zu bleiben, aber auch von da aus werde er seinen Sohn mit Rat und Tat unterstützen können. Und wenn es im damaligen Momente hauptsächlich darauf ankam, in Spanien die zur Fortsetzung des Krieges nötigen Geldmittel herbeizuschaffen, so hat der Kaiser, der den Minister bei diesem Geschäft mit seinem alten Ansehen auf das nachdrücklichste und wirksamste auch vom Kloster aus unterstützte, einen großen Einfluß auf die allgemeinen Geschäfte ausgeübt. Er war doppelt glücklich, daß die spanisch-niederländischen Waffen noch einmal glänzende Siege erfochten und daß auch Paul IV. bezwungen wurde. Nur mit den Bedingungen war er unzufrieden, die der Herzog Alba dem Papst gewährte: er hatte gewünscht, die weltliche Gewalt desselben noch viel enger eingeschränkt zu sehen.

Solange der Mensch atmet und lebt, kann er sich dem Kampf der Elemente, welche die Welt bewegen, und den Wechselfällen desselben nicht entziehen. Indem der weltliche Bestand des Papsttums fester begründet wurde, als der Kaiser gewünscht hatte, wurde er inne, daß die Gegner der geistlichen Autorität desselben, in denen er seine eigenen Feinde sah, sich in seiner Nähe regten. Plötzlich entdeckte man kleine Gemeinen protestantischer Tendenz in Valladolid und Sevilla. Augustin Cazalla, der während des Schmalkaldischen Krieges um ihn gewesen und noch in Juste vor ihm gepredigt hatte, wies sich selbst als ein lutherisch Gläubiger aus. Der Kaiser war darüber betroffen, ja erschüttert. Am Ende seiner Tage mußte er erleben, daß ein Mann, der sein Gewissen eine Zeitlang geleitet, die Meinungen bekannte, mit denen er sein ganzes Leben gekämpft hatte. Seitdem sie durch ihre mächtige Wiedererhebung vor fünf Jahren sein Glück zerstört hatten, waren sie ihm vollends unerträglich geworden. Mit dem Gefühl, als sei das geistliche und weltliche Heil von Spanien in Gefahr, forderte er seine Tochter und die Inquisition auf, diese Regungen mit der Wurzel auszurotten, ohne Ansehen der Person und mit unerbittlicher Strenge, und zwar auf der Stelle, denn sonst würden sie unüberwindlich werden; ihn

habe die Erfahrung belehrt, daß ohne Gleichförmigkeit der Religion weder Ruhe noch Wohlfahrt möglich sei. Die Inquisition schritt zu ihren Verhaftungen. Der Kaiser sprach den Wunsch aus, die Ketzer verbrannt zu sehen.
Er soll in diesem Augenblick bereut haben, daß er an Martin Luther trotz des sicheren Geleites, das er ihm gegeben, nicht die Strafe der Ketzer vollstreckt habe. Es ist die universalhistorisch größte Handlung Karls V., daß er damals das gegebene Wort höher stellte als die kirchliche Satzung. Aber die Stimmung und Sinnesweise jener Zeit, die Verflechtung der Angelegenheiten in Deutschland und in Italien, welche damals die Schonung zu einer Art von Notwendigkeit machte, waren in Vergessenheit geraten; man fühlte nur die widerwärtigen Folgen, die daraus für den ungeirrten Bestand der alten Kirche und die Machtstellung des Hauses Österreich-Burgund entsprungen waren; der Kaiser soll gemeint haben, er hätte das Geleit brechen sollen, da Luther einen höheren Herrn beleidigt habe, als er selber sei. So ganz wäre er zu der Identifizierung der göttlichen Dinge mit den kirchlichen Anordnungen auf Erden zurückgekehrt. Dazu mag denn der Aufenthalt in dem exklusiv rechtgläubigen Königreich das seine beigetragen haben; selbst in dem Arzt erwachten Skrupel, daß er eine französische Bibel bei sich hatte. Dahin führte auch die tägliche unmittelbare Berührung mit den Hieronymiten des Klosters. Diese können nicht genug rühmen, mit welchem Eifer der Kaiser, sooft es ihm möglich war, ihrem Gottesdienste beiwohnte; jeder Donnerstag war für ihn ein Festtag des Corpus Christi. Von dem Gefühl der Nichtigkeit des menschlichen Daseins zeigte er sich doppelt durchdrungen, als er auch das Kaisertum aufgegeben hatte: er war weder König noch Kaiser mehr; er wollte in der Messe nur noch mit seinem Taufnamen genannt sein. Die Beziehungen des Ewigen und des Vergänglichen, des individuellen Lebens zu Gott, wie sie die katholische Kirche faßt und in ihren Formen ausprägt, das Geheimnis des Jenseits beschäftigten sein Gemüt bis zu krankhafter Erregung. Er wurde nicht

müde, die Exequien seiner Eltern, seiner Gemahlin, einer der verstorbenen Schwestern feiern zu lassen und ihnen beizuwohnen. Nicht unerhört war es, daß man noch bei seinen Lebzeiten seine eignen Exequien beging; die Kirche hatte dafür eine Modifikation der Feierlichkeit eingeführt. Aber das war ihm nicht genug. Die Hieronymiten versichern mit der größten Bestimmtheit, daß er selbst eine solche Feier veranstaltet und ihr in Person beigewohnt habe; er habe gesagt, er sehe es lieber, daß das Licht vor ihm hergehe als ihm nachfolge. Mag man es aber annehmen oder nicht, so erhellt aus andern Zeugnissen unleugbar, daß der Kaiser mit diesem Gedanken umging. Und hauptsächlich auf die kirchliche Anschauung, in der er lebte, kommt es an. Sehr charakteristisch ist es nun, daß er, in diese dunkeln geistlich-phantastischen Gedanken vertieft, in denselben Tagen doch auch den Interessen seines Hauses, die noch immer sehr gefährdet waren, die eingehendste Aufmerksamkeit gewidmet hat. Da es die niederländischen Geschäfte notwendig machten, forderte er seine Schwester Maria auf das dringendste auf, trotz alledem, was zwischen ihnen verabredet worden, noch einmal dahin zurückzugehen und die Regierung zu übernehmen. Denn sie könne, sagte er ihr, dem allgemeinen Wohl und ihrem Hause keinen größeren Dienst leisten. Dazu aber kam es doch nicht. Seine Schwester war nicht geneigt, mit der Welt noch einmal anzuknüpfen, und ihn selbst rief sein Geschick von hinnen. Die übermäßige Hitze des Sommers 1558, welche einer ganzen Anzahl seiner niederländischen Begleiter das Leben kostete, machte auch dem seinen ein Ende. Er starb am 21. September 1558.

Sein dynastischer Ehrgeiz war immer zugleich ein kirchlicher gewesen. Am Ende seiner Tage hat er oft für die Einheit der Kirche gebetet: „In deine Hände, o Herr," hörte man ihn sagen, „habe ich deine Kirche übergeben." Er starb in dem Gedanken, der sein Leben ausgemacht hatte.

Für eine Kirche von politisch-religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, wie er sie gedacht, war kein Raum mehr in Europa. Der Gedanke selbst ist niemals

wieder so lebendig in die Seele eines Menschen gekommen, wie Karl V. ihn hegte. Schon genug, wenn die südlichen Nationen sich der vordringenden Bewegung nur selber erwehrten: von den nördlichen, einmal in der Abweichung begriffenen war keine Rückkehr zu erwarten.
Und beruht denn – so darf man fragen – die Einheit der Christenheit wirklich so ausschließend auf dem gleichen religiösen Bekenntnis? Sehen wir weiter um uns, so hat sie sich auch unter den Gegensätzen behauptet, welche die gemeinsame Grundlage nicht verleugnen können, sich unaufhörlich aufeinander beziehen, einer ohne den andern nicht zu denken sind. Zuletzt ist der gleichartige Fortschritt der europäischen Kultur und Macht an die Stelle der kirchlichen Einheit getreten. Was diese verloren hatte, das Übergewicht über die Welt, ist durch jene im Laufe der Jahrhunderte wieder erworben worden.
Wie weit übertreffen die göttlichen Geschicke menschliche Gedanken und Entwürfe!
Noch nicht zwei Monate nach Karl starb Maria von England, und die protestantischen Tendenzen, die nur durch die Voraussicht ihres baldigen Todes vom Ausbruch zurückgehalten worden, traten nun in neuer Kraft, durch die Prüfung, die sie bestanden, erst des nationalen Geistes recht mächtig geworden, hervor. Königin Elisabeth bestieg den Thron, und die Herrschaft des Papsttums hörte auch in England auf.
In Deutschland bemerkten die evangelischen Fürsten auf der Stelle, wieviel das auch für sie zu bedeuten habe. Aus ihren Briefen ergibt sich, daß sie sehr wohl die Verstärkung wahrnahmen, die das von ihnen ergriffene System dadurch erhielt.

Philipp II.

Wenn ein verständiger Mann die Lage der damaligen Welt erwog, was mußte er wohl von einem Sohne dieses Vaters wünschen?

Die Osmanen und die spanische Monarchie (Fürsten und Völker von Südeuropa Bd. I), S. 97–109.

Es lag am Tage, daß nur ein freisinniger Fürst, geneigter, sich an der Welt zu erfreuen und sie zu genießen, als sie nach seinem Sinne einzurichten, fähig, auch anderen eine eigene Entwicklung zu gestatten, imstande war, die entzweiten Gemüter der Völker wenn nicht zu versöhnen, doch zu besänftigen und von einem Ausbruch ihrer Leidenschaft zurückzuhalten. Es war deutlich, daß der Erbe der spanischen Monarchie, zum Fürsten über so verschiedenartige Länder bestimmt, vornehmlich leutseliger und zutraulicher Sitten, einer heiteren Gemütsart bedurfte, um einem jeden nahetreten zu können.

War dies ohne Zweifel zu wünschen, so war es vielleicht auch zu erwarten. Man konnte denken, daß ein Fürst im Gefühl seiner großen Bestimmung erzogen, seine Seele zu edleren Ansichten der Dinge aufgetan haben würde, als welche die Beschränkung eines geringeren Standes zu gewähren pflegt. In der Meinung, daß er das Haupt des Adels sei, aufgewachsen, sollte er sich nicht zu einer munteren, leutseligen Ritterlichkeit, die der Jugend so wohl ansteht, auszubilden gesucht haben?

Als Philipp zum ersten Male Spanien verließ und man ihn auch in andern Ländern ansichtig ward, bemerkte man zunächst die große Ähnlichkeit, die er äußerlich mit seinem Vater hatte. Dasselbe mehr weiße als blasse Gesicht; dasselbe blonde Haar; das nämliche Kinn, denselben Mund. Sie waren beide nicht groß; Philipp noch etwas kleiner, zierlicher, schwächer als sein Vater. Bald ging man in dieser Vergleichung weiter. Die Gesichtszüge des Sohnes schienen doch nicht den Ausdruck von Scharfsinn darzubieten, der den Vater auszeichnete. Man ward inne, daß Philipp, sehr entfernt, diesen in natürlicher Leutseligkeit zu übertreffen, hierin vielmehr von ihm weit übertroffen ward. Während der Vater, wenn ihn Reichsfürsten nach Hause begleiteten, umzukehren, den Hut abzunehmen, einem jeden die Hand zu reichen und ihn mit freundlichem Bezeigen zu entlassen pflegte, bemerkte man mit Mißfallen, daß der Sohn, wenn sie ihm das

nämliche getan, sich mit keinem Auge nach ihnen umsah, sondern, den Blick gerade vor sich hin, die Treppe zu seinen Gemächern hinanstieg. Er hatte keine Freude an Jagd und Waffen; er schlug selbst die Einladungen seines Vaters aus; er liebte, zu Hause zu bleiben und mit seinen Günstlingen des Gespräches zu warten. Italiener und Niederländer wurden ihm nicht wenig, die Deutschen entschieden abgeneigt.
Nun schien es zwar, wie er Spanien im Jahre 1554 zum zweiten Male verließ, als vermeide er jenes herrische, zurückgezogene Wesen, als suche er auch in äußerlichen Manieren seinem Vater ähnlich zu werden, als sei er von jener törichten Einbildung, die man ihm schuld gab, eines Kaisers Sohn, wie er, sei mehr als der Sohn eines Königs, wie sein Vater, zurückgekommen; er zeigte sich bescheidener und leutseliger, er gab gern Audienz und genügende Antworten. Doch in der Tat war das keine Änderung. Er nahm sich zusammen, weil er den Engländern, deren König er zu sein wünschte, gefallen wollte. Die stolze, einsame Ruhe, welche die Spanier Sosiego nennen, behauptete er dennoch; Teilnahme und Offenheit waren nicht seine Tugenden; selbst der Freigebigkeit befleißigte er sich nicht; aller persönlichen Teilnahme am Kriege zeigte er sich abgeneigt.
Seit er nach dem Frieden von 1559 nach Spanien zurückgegangen, verließ er die Halbinsel nicht wieder. Selbst hier vermied er von Ort zu Ort zu reisen, wie die früheren Könige und sein Vater immer getan. Er richtete die Residenz in dem Schlosse zu Madrid ein. Er verließ es nur, um jenen öden Weg hin, wo kein Baum Schatten und kein Bach Mannigfaltigkeit gewährte, nach dem Eskurial zu fahren, das er zwischen nackten, kleinen Hügeln in einem steinigen Tale Hieronymitenmönchen zum Aufenthalt und seinem Vater zum Grabmal baute; oder um im Frühjahr nach Aranjuez zu gehen, wo er in der Tat die Jagd in die Berge begleitete und sich zu Alkalden und Monteros herabließ, doch ohne sie nach etwas anderem zu fragen als nach ihrem Amt, und ohne sie von etwas anderem reden zu lassen als von ihrem Geschäft. Ein

jeder, sagt Cabrera, ward nach seinem Stande wohl angesehen. Die Sorge für seine niemals feste Gesundheit machte ihm die größte Regelmäßigkeit des Lebens zur Pflicht. Er aß dann und wann mit seiner Gemahlin oder mit seinen Kindern, aber in der Regel allein, überaus mäßig, immer die nämlichen erprobten Speisen, immer in derselben Stunde. Auch in höheren Jahren erschien er wohlerhalten; es fiel auf, wie sorgfältig, mit wie vornehmem Anstand er gekleidet war. Sein Sinn war, Würde mit Freundlichkeit zu verbinden; er sagte nie ein kränkendes Wort; er wußte einen jeden zufriedengestellt zu entlassen. Als er einmal nach Alcala kam, hat er nicht allein Vorlesungen besucht, sondern bei einer Promotion, der er beiwohnte, zwei Realen und zwei Paar Handschuhe, die jeder Doktor erhielt, angenommen; denn auch er war Doktor. Zuweilen finden wir ihn noch im Gehölz bei Segovia, bei den aragonesischen Cortes, einmal in Lissabon, übrigens immer zu Hause. Anfangs erschien er hier bei den Festen des Volkes; später ließ er sich das Jahr ein paarmal auf einer Galerie sehen, welche von seinen Zimmern nach seiner Kapelle ging; in den letzten Jahren unterließ er auch dies und blieb immer in seinen Gemächern. Da gewöhnte er sich zu dem Ausdruck einer ganz unerschütterlichen Ruhe, eines bis zur Vollkommenheit ausgebildeten Ernstes, einem Ausdruck, der eine völlig unterwerfende Wirkung hatte. Selbst geübte und belobte Redner kamen aus dem Texte, wenn sie vor ihm standen, wenn er sie, wie er pflegte, mit den Augen von oben bis unten maß. Er sagte alsdann: „Beruhigt Euch" (Sosegaos). Mit einem leisen Lächeln antwortete er.

Wir sehen, Philipp II. fehlte die äußerliche Tätigkeit seines Vaters. Von jenem steten Reisen, jenem Eilen nach allen Orten, wo die Gegenwart des Fürsten nötig schien, war er kein Freund. Er gab denen Beifall, welche an Ferdinand dem Katholischen lobten, daß er seine auswärtigen Kriege mehr führen lassen als selbst geführt; welche daran erinnerten, daß auch Karls Heere unter der Anführung eines Pescara und Leiva glücklicher gewesen als unter Karls eigener.

Philipp führte Krieg, doch er selber blieb fern davon. Persönliche Regsamkeit macht die Seele offener, freier und wärmer. Wenn an Philipp immer eine gewisse Starrheit zu bemerken war, so mochte sie auch von dem Mangel an dieser Tätigkeit herrühren.

Die andere Seite der Tätigkeit Karls, in dem Kabinett, in dem eigentlichen Geschäft, war dagegen mehr auf Philipp übergegangen. Zwar hielt er sich auch hier von unmittelbarer Berührung mit anderen lieber entfernt, und wir finden ihn weder persönlich unterhandeln, noch an den Sitzungen des Staatsrates teilnehmen. Aber wir werden wahrnehmen, wie das Getriebe seines Staates so eingerichtet war, daß sich die Geschäfte des weitläufigsten Reichs sämtlich an seinem Tische versammelten. Alle Beschlüsse seiner Räte von einiger Bedeutung wurden ihm auf einem gebrochenen Blatte vorgelegt, auf dessen Rande er sein Gutachten, seine Verbesserungen anzeichnete. Die Bittschriften, die Briefe, die an ihn einliefen, die Beratungen seiner Minister, die geheimen Berichte kamen hier sämtlich in seine Hand. Seine Arbeit und sein Vergnügen war, sie zu lesen, zu überlegen, zu beantworten. Von hier aus, zuweilen von einem ergebenen Sekretär unterstützt, oft in vollkommener Einsamkeit, regierte er die ihm untertänigen Länder, hielt er auch die übrigen in einer Art von Aufsicht; von hier aus setzte er die geheimen Triebräder eines guten Teils der Angelegenheiten der Welt in Bewegung. Da war er ganz unermüdlich. Wir haben Briefe, die er um Mitternacht geschrieben; wir finden, daß er die unerfreulichen flandrischen Sachen auf einem seiner Lustschlösser ausfertigt, während der Wagen unten hält, der ihn zur Königin führen soll. Mußte er einem Feste beiwohnen, so verlegte er es auf einen Tag, an dem wenigstens kein regelmäßiger Kurier abzusenden war. Seine kurzen Reisen nach dem Eskurial machte er nicht, ohne seine Papiere mitzunehmen, ohne sich unterwegs mit ihnen zu unterhalten. So wie Margareta von Parma und Granvella, obgleich sie in demselben Palaste wohnten, doch mehr schriftlich als mündlich miteinander verhandelten,

so schrieb auch er unzählige Billetts an seine vertrauten Minister; Antonio Perez hatte deren allein zwei Kisten voll. So war er der allertätigste Geschäftsmann von der Welt. Mit seinen Finanzen beschäftigte er sich ununterbrochen, und wir finden ihn über dieselben zuweilen besser unterrichtet als seine Präsidenten. Er sah die Rechnungen seines Haushaltes, dessen Kosten sich nicht hoch beliefen, und die seiner Bauten nach und hat wohl kleine Fehler derselben entdeckt. Von seinem Lande wünschte er alles zu wissen. Er veranstaltete, daß man zu seinem Gebrauche Hand an eine allgemeine Statistik von Spanien legte, von welcher Arbeit die Bibliothek des Eskurial noch sechs Bände aufbewahrt. Aber auch die einzelnen wollte er kennen. In jedem Sprengel hatte er Korrespondenten, die ihm berichteten, wie sich die Geistlichen, die Inhaber der Pfründen aufführten. Bei den Universitäten hatte er immer einen Prälaten, der ihm Nachricht gab, wie die Mitglieder der Kollegien in den Wissenschaften bewandert seien. Diejenigen, welche sich um ein Amt bewarben, kannte er, auch ehe sie sich vorstellen ließen, gewöhnlich so gut wie von Person; er wußte von ihrer Person und von ihren Eigenheiten, und als man ihm einmal jemandes Wissenschaft und Tüchtigkeit lobte, entgegnete er: „Ihr sagt mir nichts von seinen Liebschaften." Er suchte alles zu erfahren und hielt alles geheim. Er empfahl das Geheimnis noch, wenn man von einer Sache auch schon auf den Straßen sprach. So regierte er sein Land im Frieden; in unruhigen Zeiten verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Es erregte Bewunderung, wie genau er bei dem Ausbruch der flandrischen Unruhen über alle die unterrichtet war, welche den neuen Meinungen irgend geneigt sein mochten, wie er nicht allein ihre Zusammenkünfte, sondern das Alter, die Gestalt, die Natur, die Umgebung der einzelnen genau kannte, wie er hierüber, statt von Margareta unterrichtet zu werden, sie vielmehr zu unterrichten wußte. Nun war es dieselbe Weise, in der er seine Verhältnisse zum Ausland leitete. An allen wichtigen Höfen hatte er nicht allein öffentliche Gesandten, welche ihm Rela=

tionen zuschickten oder eigens nach Spanien kamen, um ihm Bericht zu erstatten, sondern auch geheime Kundschafter, deren Briefe an seine Person adressiert waren. Ein Historiker dürfte wohl den Wunsch hegen, die umfassende und durchdringende Kenntnis, die dieser König von seiner Zeit hatte, mit ihm zu teilen. Philipp nun saß und las alle diese Berichte und sammelte alle diese Nachrichten zu seinen Zwecken. Er erwog sie für sich. Schien es ihm gut, so teilte er sie einem oder dem anderen seiner vertrauteren Minister mit, wo nicht, so begrub er sie in ein ewiges Stillschweigen. So lebte er in vollkommener Einsamkeit und doch mit der ganzen Welt gleichsam persönlich bekannt, abgeschieden von seinen Zeitgenossen und doch ihr Regierer: selber in einer beinahe bewegungslosen Ruhe, aber dabei Urheber von Bewegungen, welche die Welt umfaßten. Wie er über seinen Geschäften alt und grau und müde geworden und seine Augen dunkel, läßt er doch von ihnen nicht ab; seine Tochter, die sich ganz nach seinen Wünschen gebildet, der er von Herzen zugetan ist, der er auch noch des Nachts eine günstige Nachricht mitzuteilen geht, die Infantin Isabella, verweilt drei bis vier Stunden bei ihm; und wenn er sie gleich nicht in alle Geheimnisse einweiht, so hilft sie ihm doch, die Bittschriften, die Eingaben der Privatleute lesen und die innere Regierung besorgen.

Was ist es nun, was er in einem langen Leben so unablässig treibt? Ist es das Glück der Reiche, deren Leitung ihm anvertraut worden? Das Wohlbefinden seiner Untertanen? Man hätte es glauben mögen, solange er in den ersten Zeiten sich von den Plänen und der Ruhmbegier seines Vaters fernzuhalten und nur seine eigenen Länder im Auge zu haben schien. Doch bald begann er auf die allgemeinen Verwickelungen lebhaft einzuwirken. Hatte er dann, wie vielleicht das Vermögen, so auch die Absicht, die Wunden der damaligen Welt zu heilen? Wir können weder das eine noch das andere behaupten. Gehorsam und katholische Religion zu Hause; katholische Religion und Unterwerfung in den andern Ländern: das

ist es, was ihm am Herzen liegt, das Ziel aller seiner Arbeit. Er selbst ist dem äußeren Gottesdienste der katholischen Kirche mit einer mönchischen Anhänglichkeit zugetan. Um Erzherzogen, die ihn besucht haben, zu zeigen, wie ehrwürdig ein Priester sei, küßt er einem solchen nach der Messe die Hand. Einer vornehmen Dame, die auf die Stufen des Altars tritt, sagt er: „Das ist kein Platz weder für Euch, noch auch für mich.“ Wie emsig, mit wie vieler Sorgfalt, wie vielen Kosten bringt er aus den Ländern, welche protestantisch geworden, die Reliquien zusammen, damit diese Schätze nicht für die katholische Christenheit verloren gehen! Es ist dies wohl nicht innere Religion; aber zu einer Art innerer Religion, welche die Gesinnung zu bestimmen vermag, wird ihm die Überzeugung, er sei dazu geboren, diesen äußeren Dienst aufrechtzuerhalten: er sei die Säule der Kirche, das sei sein Auftrag von Gott. Erlangt er nun hierdurch, daß die meisten Spanier, voll einer ähnlichen Gesinnung, wie ein Italiener sagt, ihn nicht lieben, nicht verehren, sondern anbeten, daß sie seine Befehle für so heilig halten, daß man sie nicht übertreten könne, ohne Gott zu verletzen: so werden ihm zugleich, durch eine sonderbare Illusion, wenn wir anders mit Recht annehmen, daß seine Äußerungen mehr von einer inneren Täuschung ausgingen, als auf eine Täuschung anderer berechnet waren, es werden ihm die Fortschritte seiner Macht und die Fortschritte der Religion identifiziert, und in jenen sieht er diese. Hierin bestärken ihn die Niederländer, die zugleich von ihm und dem Papste abfallen. Freilich beseelt ihn im Grunde kein anderer Eifer als der Eifer Karls des Kühnen und Maximilians I., das burgundische, das habsburgische Haus zu erhöhen, der sich schon in Karl V. mit religiösen Intentionen gepaart hatte; in ihm ist diese Vereinigung nur noch viel stärker, und wenn er England zu erobern, wenn er die Krone von Frankreich an seinen Neffen und an seine Tochter zu bringen sucht, so überredet er sich, er tue das zum Besten der Welt, ja zum Heile der Seelen. Wenn ihn nun auf der einen Seite sein zurückgezogener Ernst nicht fähig machte, seinen Nationen in Güte,

Leutseligkeit und als ein Vater vorzustehen, so war diese beschränkte und fanatische Sinnesart weit entfernt, ihn zu einem Versöhner der zerfallenen Welt zu machen; er ward vielmehr ein großer Beförderer und Vermehrer ihrer Entzweiung.

Hierbei ist in bezug auf seine Verwaltung noch zweierlei anzumerken. Das eine in Hinsicht auf seine Minister, das andere in Hinsicht auf die Mittel, deren er sich bediente, um zu seinen Zwecken zu gelangen.
Sei es, daß die Menge der Geschäfte ihn nötigte, oder auch, daß ihn ein persönliches Zutrauen dazu bewog, er ließ seinen Ministern eine große Freiheit, einen offenen Spielraum. Spinoza hieß lange der Monarch von Spanien; Alba hatte in den Niederlanden freie Hand. Von mehreren seiner vertrauteren Räte schien er abhängig und beherrscht zu sein. Auch war es nur vergebens, wenn man sich beklagte: seine erste Antwort war, er beziehe sich auf seine Räte, und sooft man auch wiederkam, sooft man sich über ebendiese Räte beschwerte, so erfolgte doch immer dieselbe Antwort. Man klagte, daß durch die Leidenschaften dieser Minister nicht allein die Interessen der fremden Mächte, sondern die eigenen des Königs verraten würden und zugrunde gingen. Da ist es sehr merkwürdig, wie er sich über ihnen erhielt. Ihre besten Erinnerungen schien er nur mit halbem Ohre anzuhören, und eine Zeitlang war es, als hätten sie nichts gesagt; am Ende aber, gleich als komme es von ihm, setzte er sie plötzlich ins Werk. Er sagte, er gehe darum nicht in den Staatsrat, damit sich die Leidenschaften der Mitglieder desselben um so ungehinderter zeigen möchten; habe er nur einen getreuen Referenten alles Vorgekommenen, so werde er am besten unterrichtet. Jedoch er ging noch weiter. Er litt, daß sich entrüstete Feinde bis in sein Kabinett verfolgten; er nahm die Schriften des einen gegen den anderen an. Weil man wußte, wie geheim er alles zu halten pflegte, so hatte man keine Scheu, ihm auch das Geheimste anzuvertrauen, Sachen, die man nie einem anderen gesagt haben

würde. Solche Eingaben hatten vielleicht nicht alle die Wirkung, welche sie beabsichtigten, aber einige hatten sie doch, und dieser Fürst war immer mit Verdacht angefüllt. Nun ward es niemandem leichter, das gewohnte Vertrauen zurückzuziehen, die alte Gunst zu beschränken, als ihm. Eine Zeitlang verbarg er wohl seine geheime Unzufriedenheit. Vielleicht hatte der Minister noch wichtige Sachen in den Händen, vielleicht war seine Persönlichkeit notwendig, um irgendeine Ansicht durchzusetzen. So lange ging er mit ihm klüglich um, wie mit einer fremden Macht. Oft will er ihm dann, was er wünscht, weder gewähren noch versagen. Endlich aber erfolgt der Ausbruch seines Unwillens mit einem Male. Cabrera merkt von nicht wenigen an, daß seine Ungnade sie getötet. Das mochte es sagen wollen, wenn man am Hofe den Spruch hatte: „Von seinem Lächeln sei nicht weit bis zu seinem Dolch." Das ganze Gemüt der Günstlinge hing an seinem Wohlgefallen; ohne dieses sank ihr Dasein in nichts.

Wie nun mit den Ministern, so wechselt er, immer seinen Zweck im Auge, mit den Maßregeln, die diesen erreichen sollen. Wie manche und verschiedenartige Wege schlägt er allein in der flandrischen Sache ein! Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, er habe nichts zu versuchen gewußt als Gewalt. Allerdings ließ er die grausamen Maßregeln Albas zu, doch nicht aus Grausamkeit, sondern um des Erfolges willen, den er erwartete. Als dieser sich nicht ergab, so wählte er den Requesens ausdrücklich darum, weil derselbe ein gemäßigter Mann war, um mildere Mittel zu versuchen. Er schickte den Don Johann, der den Niederländern angenehm war, weil er ihr Landsmann schien, mit dem bestimmten Auftrage, Frieden zu schließen. Da es auch hiermit mißglückte, kehrte er zur Gewalt zurück. Hierin ist er mit seinem Urgroßvater Maximilian zu vergleichen, der, um zu seinem Zwecke zu kommen, auch immer neue und immer wieder andere Mittel ergriff. Nur daß Maximilian bald im Beginn abbrach, Philipp seine Sache bis auf ein Äußerstes

trieb; nur daß Maximilian immer sehr aufgeregt erschien, Philipp immer in vollkommener Ruhe verharrte. Niemals gab derselbe einer Gemütsbewegung Raum. Es kam keine Nachricht so gut oder so schlecht aus Flandern, daß sie seine Mienen zu ändern vermocht hätte. Bei der ersten Nachricht von dem größten Siege, den die Christenheit seit 300 Jahren erfochten hatte, von dem Siege bei Lepanto, sagte er: „Don Johann wagte sich sehr", und weiter nichts. Bei dem größten Unfall, den er erleiden konnte, bei dem Untergang jener Flotte, an der er die Kräfte Spaniens erschöpft, an die er die größten Hoffnungen geknüpft, die er für unüberwindlich gehalten, sagte er: „Ich habe sie wider Menschen und nicht wider die Wellen gesendet"; übrigens blieb er ruhig. Die einzige Gestikulation, die man an ihm bemerkte, wenn ihm etwas ganz wider Erwarten kam oder wenn ihn irgendein Wort sehr aufbrachte, war die nämliche, die man an den ernsthaftesten Arabern wahrnimmt: er griff mit seiner Hand nach dem Bart.

Auch die Italiener urteilten, der König sei nicht grausam, denn er habe niemals jemand verfolgt, der ihm nicht noch hätte schaden können; Liebe und Haß messe er nach dem Vorteil seiner Krone ab. Wo Kirche und Staat in Frage kamen, kannte er kein Erbarmen. Das Geheimnis, mit dem er seine Rechtspflege umgab, machte sie doppelt entsetzlich.

Es gibt in diesem traurigen Leben einige vorzüglich trübe Stellen. Warum wollte Don Carlos, sein Sohn, sich gegen ihn empören? Es ist nur allzugewiß, daß er es tun wollen. – Allerdings stand der Prinz mit seinem Vater in entschiedenem Gegensatz. Dieser, zumal im Anfang, lauter Ruhe und Friedlichkeit, er dagegen voll eines brennenden Eifers zu den Waffen, den Soldaten zugetan, von einer Heftigkeit, die es nicht der Mühe wert hielt, Ehrgeiz, Grausamkeit oder eine andere Leidenschaft zu verbergen. Der Sparsamkeit des Königs setzte er eine glänzende Freigebigkeit entgegen. Je mehr man ihn nun beschränkte, desto heftiger

wurden seine Neigungen. Er war noch sehr jung, als man davon redete, ihm eine Statthalterschaft anzuvertrauen. Doch unterblieb das. Von seiner bereits stipulierten Verheiratung mochte er eine größere Selbständigkeit hoffen; doch der Vater nahm die ihm bestimmte Frau für sich. Sooft ein Krieg ausbrach, wollte er hin; und immer mußte er zu Hause bleiben. Endlich richtete er alle seine Wünsche darauf, daß ihm die Beruhigung der Niederlande anvertraut würde; Alba ward ihm vorgezogen. So ward dies heftige Gemüt, indem ihm eine lebhafte Tätigkeit auf allen Seiten abgeschnitten war, in sich selbst getrieben, bis zur Verrückung gespannt. Dann wollte Carl Alba töten und seinem Vater entfliehen. Dann hatte er weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, bis er ausrief: er wolle an einen Menschen, den er hasse, eine Tat, für die er zum voraus Absolution verlangte; bis er rasend genug war, die Theologen von Atocha vermuten zu lassen, sein Vater sei es, an den er wolle, dessen Leben er bedrohe. Ließ ihn nun der Vater im Gefängnis langsam hinsterben? Oder hat man in der Tat, wie erzählt wird, Carls Sarg untersucht und Kopf und Rumpf getrennt gefunden? Genug, in so unglückseligen Verhältnissen lebte Philipp, daß er von seinem Sohne alles befürchten oder ihn ohne Mitleid umkommen lassen mußte.

Der Fall des Don Carlos hatte auf die spätere Kinderzucht dieses Fürsten ohne Zweifel einigen Einfluß. Als er seinen Thronfolger Philipp ungewöhnlich lange und mit unverdienlicher Schärfe unter Weibern auferziehen ließ, glaubte man, er habe sich desselben erinnert. Er hütete sich, ihm einen Granden zum Erzieher zu geben. Er ließ, wie man sagt, nicht einmal zu, daß sein Sohn und seine getreue Tochter Isabella ohne sein Vorwissen miteinander sprächen.

Was daraus erfolgen mußte, erlebte er indes auch noch selber. Als sein Leben zu Ende ging, sah er sein Reich an Menschen erschöpft, mit Schulden beladen: seine Feinde und Rebellen mächtig, frisch, zum Angriff gerüstet: – einen Nachfolger aber, der diesen hätte widerstehen, jenem aufhelfen können, den sah

er nicht. Sein Sohn war ganz untüchtig. Man sagt, dies habe sein Gefühl doch einmal übermannt. Seinem Schwiegersohn, Albrecht von Österreich, der sich ganz nach ihm gebildet, und Isabellen, die er sehr liebte, klagte er es. „Zu der Gnade, ihm ein so großes Reich zu geben, habe Gott die andere, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe ferner zu regieren vermöchte, nicht hinzufügen wollen. Ihnen beiden empfehle er das Reich." Mit Tränen sagte dies der alte König, er, der beim Tode seiner Kinder die Tränen gespart.

Philipp III.

Die Spanier haben über Philipp III. ein Buch, das diesem Fürsten mannigfaltige Tugenden zuschreibt. Irre ich nicht, so sind menschliche Tugenden von zweierlei Art: sie gehören entweder einer nach außen gerichteten, sich selbst ausbreitenden, oder einer nach innen gewandten, sich selbst beschränkenden Tätigkeit an; und wenn die einen mehr den stärkeren, die anderen mehr den schwächeren Naturen zukommen, so bilden sie recht vereinigt erst den untadelhaften Menschen. In dieser Vereinigung nun schreibt sie jenes Buch dem Könige zu; es findet ihn tapfer, freigebig, klug; zugleich findet es ihn mild, fromm und keusch. Warum fürchtete dann Philipp II. die Nachfolge eines so wohlbegabten Sohnes? Warum dachte er ihm Gouvernatoren zu setzen?

Poreño, der Verfasser jenes Buches, läßt uns nicht im Zweifel. Denn was ist die Tapferkeit, die er an Philipp III. rühmt? Sie ist, daß er sich selbst bezwingt und sich nicht rächen mag. Worin besteht seine Freigebigkeit? Er beschenkt Kirchen, gründet Kollegien und schickt Geld an die Perser, damit die Türken, von ihnen beschäftigt, die Küsten von Spanien nicht belästigen. Endlich, worin wird sich seine Klugheit zeigen? Darin zeigt sie sich, daß er sich belehren zu lassen versteht, daß

Die Osmanen und die spanische Monarchie (Fürsten und Völker von Südeuropa Bd. I.), S. 109–115.

er sich nach fremdem Urteil richtet. Und so verschwinden uns seine tätigen Tugenden.

Wir sahen Karls V. Natur so beschaffen, daß sie Mühe hatte, sich zu einer freieren Tätigkeit zu entwickeln; doch gelang es ihr; dieser Fürst war in Feld und Rat unermüdlich. Wir sahen ferner, wie der Natur Philipps II. die eine Hälfte dieser Tätigkeit immer versagt blieb; wie sehr sich dieser Fürst von aller lebhafteren Bewegung, von aller persönlichen Berührung mit anderen entfernt hielt; aber in der Einsamkeit, in seinem Kabinett war auch er unermüdlich. Philipp III. ermannte sich weder zu der einen noch zu der anderen dieser Tätigkeiten. Er war weit entfernt, sich nach einem bewegteren Leben, sich nach Feld und Schlacht gelüsten zu lassen; aber auch die Geschäfte im Kabinett überließ er anderen.

Don Philipp III. war von kleinem, wohlgebautem Körper, von einem runden, kleinen, angenehmen, weiß und roten Gesicht; er hatte die Lippen seines Hauses. Man hatte ihn gelehrt, eine gewisse Würde zu zeigen, wenn er einherging; aber übrigens war seine Erscheinung durchaus heiter und anspruchslos. Seine Jugend hatte er in Schwäche, Gehorsam und nicht sehr nützlichen Beschäftigungen dahingebracht. Eine ungesunde Amme hatte ihm ein Übelbefinden mitgeteilt, das er nie recht los ward; erst im 14. Jahre bekam er andere Zähne, so langsam entwickelten sich seine Kräfte. Wohl war er nicht ohne das Talent, etwas zu begreifen. Doch sein Lehrer Loaisa brachte ihm nicht viel mehr bei als die Grammatik in der ganzen Strenge einer kleinlichen Behandlung und ein wenig von St. Thomas. War es die Prüfung eines Prinzen, wenn man ihn im Eskurial Schlüsse verfechten ließ? Vor allem schärfte man ihm den strengsten Gehorsam gegen seinen Vater ein, welchen denn auch nie ein Sohn unverbrüchlicher gehalten hat. Man hat Loaisa alles Ernstes beschuldigt, er habe den Prinzen erzogen, um ihn einmal zu beherrschen.

Wenigstens erschien derselbe von Anfang an eine Richtung zu empfangen, geeigneter und williger, als sie zu geben. Wie ihm sein Vater ankündigte, er solle nunmehr an den Staats-

geschäften teilnehmen, er solle als ein Mann in das Zimmer zurückkehren, das er mehr wie ein Kind verlassen, sagte er kein Wort, küßte dem Vater die Hand und blieb natürlich, wie er war. Selbst dann, als ihm Philipp II. drei Bilder junger Fürstinnen zeigte, unter denen er sich eine Gemahlin wählen möchte, und wiederholt in ihn drang, er möge wählen, war er zu keiner Erklärung zu bringen, „denn des Vaters Wille sei sein Geschmack". Er ließ, sozusagen, den Tod seine Wahl entscheiden. Zwei von diesen dreien starben.
Nach dem Tode seines Vaters nun, als er selber König ward, übergab er am ersten Tage alle Gewalt in die Hände des Herzogs von Lerma. Andere Fürsten haben etwas Ähnliches getan, jedoch darum, um sich ihren Vergnügungen hinzugeben. Bei Philipp III. war das nicht der Fall. Es hätte einen Reiz für ihn gehabt, größere Reisen zu unternehmen; gern wäre er nach Italien gegangen, um sich des Besitzes der schönen Länder, die ihm dort gehörten, persönlich zu erfreuen; aber da ihn die Königin, die er nicht missen mochte, sein und ihr Hof zu begleiten pflegten, so machten seine Reisen so beträchtliche Kosten, daß er sich diese Genugtuung niemals hat verschaffen können. Er fand Geschmack an einem anmutigen Landaufenthalt, wo dann Jagd und Vogelbeize geübt wurden; in Madrid gefiel es ihm, Ballon zu schlagen, der Komödie beizuwohnen, bis in die Nacht hinein Würfel zu spielen; aber auch darin war seine Neigung wenig entschieden; am Ende sah man doch, daß er spielte, um sich die Zeit zu vertreiben, nicht weil es ihm Vergnügen machte.
Seine Audienzen zu geben versäumte er nie; aber er wollte damit nur seine Pflicht erfüllen; an den Dingen, die man ihm vortrug, überhaupt an den Geschäften zeigte er kein Interesse.
So schien er auf dieser Welt zu sein, ohne an ihr teilzunehmen, ohne sich eine Tätigkeit abgewinnen, ohne sich zu einer Leidenschaft reizen zu lassen. Er errötet und schlägt die Augen nieder, wenn ihn eine Dame im Palast lebhaft ansieht. Er versichert, und in der Tat kann mans ihm glauben, er sehe

eine schöne Frau nur aus Dank gegen Gott an, daß er eine so vollkommene Kreatur geschaffen.
Doch nein! Es ist etwas, was ihn zuweilen tätig macht; es lebt in ihm eine von seinen Vätern auf ihn gekommene oder durch seine Erziehung ihm eingepflanzte, ganz mit dem Kern seines Daseins verwobene, streng katholische Religiosität. Wie oft begleitet er das Sakrament, dem er begegnet, bis unter das ärmlichste Dach! Höchst ungern geht er von Valladolid, wohin der Hof verlegt war, nach Madrid zurück; doch er tut es, weil der Beichtvater ihm sagt, es geschehe zum Dienste Gottes. Er kniet vor einem armen Bruder nieder, um sich von ihm segnen zu lassen, und glaubt nach gesprochenem Segen von seiner Unpäßlichkeit erleichtert zu sein. Nach dem Tode seiner Gemahlin muß ihn eine himmlische Stimme trösten, die ihn in ganz vernehmlichem Kastilianisch anredet; doch er hat kein Arg dabei.
Diese Gesinnung macht ihn zuweilen tätig. Es scheint ihm eine wichtige Pflicht, „das Mysterium der unbefleckten Empfängnis der Engelkönigin, der heiligsten Maria“ zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. Hierfür unterhandelt er mit seinen Gelehrten; hierfür läßt er seine Erzbischöfe und Bischöfe nach Rom schreiben; er will dafür selbst, wenn es nötig ist, zu Fuß nach Rom wallfahrten; und keine größere Freude können ihm seine Kinder machen, als wenn sie aufsagen: „Heilige Maria, empfangen ohne Erbsünde.“ – „So, meine Kinder,“ spricht er, „glaube auch ich.“
Nicht alles indes, wozu seine Religiosität ihn antreibt, ist so harmlos. In dem Jahre 1609 sehen wir ihn kriegerische Anstalten machen. Die alten spanischen Truppen werden aus Italien aufgeboten; die Galeeren von Neapel und Sizilien, von Kastilien, Portugal und Katalonien stechen in See; man hört wieder auf dem Meere die Namen der Doria und Santa Cruz. Die kastilische Reiterei, die so lange geruht, rüstet sich auch einmal wieder und bricht auf. Der König tut dem hl. Jakob und seine Gemahlin der hl. Jungfrau ein Gelübde, damit es gelinge, was sie beabsichtigen. Wozu das alles?

Welchen Feind will man bekämpfen? Der Kriegszug gilt den lange entwaffneten und lange getauften Morisken von Valencia und Aragon, die dem Königreiche sein Korn und seinen Zucker bauen, aber allerdings noch lange nicht bekehrt oder zu vollem Gehorsam gebracht sind. Sie würden dem König als ihrem Fürsten gehorchen, aber sie finden es unerträglich, daß er der Inquisition freie Hand wider sie läßt. In diesem Gefühl haben sie – es kann kein Zweifel daran sein – Verbindungen mit benachbarten christlichen und hauptsächlich moslimischen Fürsten gesucht: die Besorgnis hat sich geregt, daß sie noch einmal dem rechtgläubigen Reiche gefährlich werden können. Es scheint fast ein religiöses Vergehen, sie noch länger innerhalb der Grenzen desselben zu dulden. Ein Marienbild hat geweint; ein anderes hat geschwitzt, eine ganze Wolke von Schweiß; die Glocke von Velilla hat angeschlagen; da ist der König ganz entschieden, da gibt er keiner Vorstellung Gehör. Wie nun alles vollbracht ist, wie die valentinischen Straßen mit Leichen bedeckt, so viele Morisken unter ihren räuberischen Führern im Meere umgekommen sind und kaum ein Dritteil in Afrika ans Land gesetzt worden, so geht die Königin hin, den Grundstein zu der Kirche zu legen, welche sie gelobt, und der König unternimmt seine Pilgrimschaft zu S. Jakob; die Spanier aber zählen, daß sie binnen 800 Jahren 3700 Schlachten mit diesen Mauren gehalten, die nun endlich verjagt; sie beschließen einen Festtag zu ewigem Gedächtnis an diese Unternehmung.
So streng katholisch Philipp II. gewesen war, so ward er doch von seinem Sohne darin noch übertroffen. So viel Verbindung von religiösem Eifer und Unschuld, bei so hohem Range in kräftigen Jahren hatte die Welt kaum je gesehen; man hielt den König gleichsam für heilig, und das trug doch wieder zu der Verehrung bei, welche er allgemein genoß. Wie aber die religiöse Meinung das einzige war, was in ihm lebte, so war sie auch das einzige, was ihm Leid brachte. Um das Wie und Warum ganz zu verstehen, müssen wir die Regierung seiner Günstlinge genauer ins Auge fassen. Hier ist genug, wenn

wir wissen, daß ihn zuletzt bedünkte, er habe sündlich getan, daß er diesen Günstlingen so viel Gewalt verstattet; daß kein Trostgrund stark genug war, ihn der jenseitigen Seligkeit zu versichern, für die er doch so rein und keusch und der Kirche ergeben gelebt, daß er in einer Art Verzweiflung dahinging.

Die spanische Linie des Hauses Habsburg ist dadurch merkwürdig, daß sie sich bloß durch Verheiratungen in ihrer eigenen Familie verjüngte.
Karls V. Gemahlin war Geschwisterkind mit ihm; von den Gemahlinnen Philipps II. war diejenige, welche ihm den Thronfolger gebar, aus dem Hause Österreich; die Gemahlin Philipps III. stammte ebendaher; Philipp IV. vermählte sich mit seiner eigenen Nichte, und aus dieser Ehe stammte Karl II., der letzte Sprößling des Hauses Habsburg in Spanien.
Daher mag es kommen, daß in Leibesgestalt und Gesichtszügen die Kinder den Eltern wohl nie in einem anderen Geschlechte so ähnlich gewesen sind wie in diesem.
Mit der Ähnlichkeit der Leibesgestalt mag sich aber – zumal wo Erziehung, Verhältnisse, Lebensweise die nämlichen sind, die Physiognomie auch der Seele vererben, wie wir in tausend Fällen alle Tage sehen; es mögen Maximen und Gedanken bewußt oder unbewußt übergehen; aber erbt auch die Kraft, die inwendige Energie, die den tätigen Menschen allein macht, die ihm seinen Wert gibt, seinen Einfluß auf die Gesellschaft, erbt auch die fort?
Man kennt die Weissagung der Gemahlin des Childerich in ihrer Hochzeitsnacht von dem merowingischen Geschlechte, und wie sie nur allzuwahr ward. Das Geschlecht der Pippine brachte lange Zeit Männer und Helden hervor, und noch Karl der Große war von trefflichen Söhnen umgeben; die Nation hatte nimmermehr von ihm abzulassen geschworen: doch seitdem verfiel es von Geburt zu Geburt bis zu Schwächlingen, die ihr Leben lang Mündel blieben: drei Nationen waren genötigt, dem Schwure zum Trotz von ihnen zu lassen. Mit

Pippiniden und Merowingen läßt sich auch diese spanische Linie des Hauses Habsburg vergleichen.
Wir treten hier an die Geheimnisse des Lebens, wo es aus verborgenen, zuweilen versiegenden Quellen sich nährt. Nur das dürfen wir sagen, daß der Mensch nicht allein von der Natur gebildet wird.

Ignatius Loyola

Von allen Ritterschaften der Welt hatte allein die spanische noch etwas von ihrem geistlichen Element behauptet. Die Kriege mit den Mauren, die auf der Halbinsel kaum geendigt, in Afrika noch immer fortgesetzt wurden, die Nachbarschaft der zurückgebliebenen und unterjochten Morisken selbst, mit denen man stets in glaubensfeindlicher Berührung blieb, die abenteuerlichen Züge gegen andere Ungläubige jenseits des Weltmeeres erhielten diesen Geist. In Büchern wie der Amadis, voll einer naiv schwärmerischen loyalen Tapferkeit, ward er idealisiert.
Don Iñigo Lopez de Recalde, der jüngste Sohn aus dem Hause Loyola, auf dem Schlosse dieses Namens zwischen Azpeitia und Azcoitia in Guipuscoa geboren, aus einem Geschlechte, welches zu den besten des Landes gehörte – de parientes mayores –, dessen Haupt allemal durch ein besonderes Schreiben zur Huldigung eingeladen werden mußte, aufgewachsen an dem Hofe Ferdinands des Katholischen und in dem Gefolge des Herzogs von Najara, war erfüllt von diesem Geiste. Er strebte nach dem Lobe der Ritterschaft: schöne Waffen und Pferde, der Ruhm der Tapferkeit, die Abenteuer des Zweikampfs und der Liebe hatten für ihn so viel Reiz wie für einen anderen; aber auch die geistliche Richtung trat in ihm lebhaft hervor: den ersten der Apostel hat er in diesen Jahren in einer Ritterromanze besungen.
Wahrscheinlich jedoch würden wir seinen Namen unter den

Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten I, S. 117–129, 151–152.

übrigen tapferer spanischer Hauptleute lesen, denen Karl V. so viele Gelegenheit gab, sich hervorzutun, hätte er nicht das Unglück gehabt, bei der Verteidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahre 1521 von einer doppelten Wunde an beiden Beinen verletzt und, obwohl er so standhaft war, daß er sich zu Hause, wohin man ihn gebracht, den Schaden zweimal aufbrechen ließ – in dem heftigsten Schmerz kniff er nur die Faust zusammen –, auf das schlechteste geheilt zu werden.

Er kannte und liebte die Ritterromane, vor allem den Amadis. Indem er jetzt seine Heilung abwartete, bekam er auch das Leben Christi und einiger Heiligen zu lesen.

Phantastisch von Natur, aus einer Bahn weggeschleudert, die ihm das glänzendste Glück zu verheißen schien, jetzt zugleich zur Untätigkeit gezwungen und durch seine Leiden aufgeregt, geriet er in den seltsamsten Zustand von der Welt. Auch die Taten des S. Franziskus und S. Dominikus, die hier in allem Glanze geistlichen Ruhmes vor ihm erschienen, deuchten ihm nachahmungswürdig, und wie er sie so las, fühlte er Mut und Tüchtigkeit, sie nachzuahmen, mit ihnen in Entsagung und Strenge zu wetteifern. Nicht selten wichen diese Ideen freilich noch vor sehr weltlichen Gedanken. Er malte sich nicht minder aus, wie er die Dame, deren Dienste er sich in seinem Herzen gewidmet – sie sei keine Gräfin gewesen, sagte er selbst, keine Herzogin, sondern noch mehr als dies –, in der Stadt, wo sie wohne, aufsuchen, mit welchen Worten zierlich und scherzhaft er sie anreden, wie er ihr seine Hingebung bezeigen, welche ritterlichen Übungen er ihr zu Ehren ausführen wolle. Bald von jenen, bald von diesen Phantasien ließ er sich hinreißen: sie wechselten in ihm ab.

Je länger es aber dauerte, je schlechtern Erfolg seine Heilung hatte, um so mehr bekamen die geistlichen die Oberhand. Sollten wir ihm wohl unrecht tun, wenn wir dies auch mit daher ableiten, daß er allmählich einsah, er könne doch nicht vollkommen hergestellt und niemals wieder recht zu Kriegsdienst und Rittererehre tauglich werden?

Auch war es nicht ein so schroffer Übergang zu etwas durchaus Verschiedenem, wie man vielleicht glauben könnte. In seinen geistlichen Übungen, deren Ursprung immer mit auf die ersten Anschauungen seiner Erweckung zurückgeführt worden, stellt er sich zwei Heerlager vor, eins bei Jerusalem, das andere bei Babylon: Christi und des Satans; dort alle Guten, hier alle Bösen: gerüstet, miteinander den Kampf zu bestehen. Christus sei ein König, der seinen Entschluß verkündige, alle Länder der Ungläubigen zu unterwerfen. Wer ihm die Heeresfolge leisten wolle, müsse sich jedoch ebenso nähren und kleiden wie er: dieselben Mühseligkeiten und Nachtwachen ertragen wie er; nach diesem Maße werde er des Sieges und der Belohnung teilhaftig werden. Vor ihm, der Jungfrau und dem ganzen himmlischen Hofe werde dann ein jeder erklären, daß er dem Herrn so treu wie möglich nachfolgen, alles Ungemach mit ihm teilen und ihm in wahrer, geistiger und leiblicher Armut dienen wolle.

So phantastische Vorstellungen mochten es sein, die in ihm den Übergang von weltlicher zu geistlicher Ritterschaft vermittelten. Denn eine solche, aber deren Ideal durchaus die Taten und Entbehrungen der Heiligen ausmachten, war es, was er beabsichtigte. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten und stieg den Berg von Monserrat hinan: nicht in Zerknirschung über seine Sünden, noch von eigentlich religiösem Bedürfnis angetrieben, sondern, wie er selber gesagt hat, nur in dem Verlangen, so große Taten zu vollbringen wie diejenigen, durch welche die Heiligen so berühmt geworden: ebenso schwere Bußübungen zu übernehmen oder noch schwerere, und in Jerusalem Gott zu dienen. Vor einem Marienbilde hing er Waffen und Wehr auf: eine andere Nachtwache als die ritterliche, aber mit ausdrücklicher Erinnerung an den Amadis, wo die Übungen derselben so genau geschildert werden, kniend oder stehend im Gebete, immer seinen Pilgerstab in der Hand, hielt er vor demselben; die ritterliche Kleidung, in der er gekommen, gab er weg; er versah sich mit dem rauhen

Gewand der Eremiten, deren einsame Wohnung zwischen diese nackten Felsen eingehauen ist; nachdem er eine Generalbeichte abgelegt, begab er sich nicht gleich, wie seine jerusalemische Absicht forderte, nach Barcelona – er hätte auf der großen Straße erkannt zu werden gefürchtet –, sondern zuerst nach Manresa, um nach neuen Bußübungen von da an den Hafen zu gelangen.

Hier aber erwarteten ihn andere Prüfungen: die Richtung, die er mehr wie ein Spiel eingeschlagen, war gleichsam Herr über ihn geworden und machte ihren ganzen Ernst in ihm geltend. In der Zelle eines Dominikanerklosters ergab er sich den härtesten Bußübungen: zu Mitternacht erhob er sich zum Gebet, sieben Stunden täglich brachte er auf den Knien zu, regelmäßig geißelte er sich dreimal den Tag. Nicht allein aber fiel ihm das doch schwer genug, und er zweifelte oft, ob er es sein Leben lang aushalten werde: was noch viel mehr zu bedeuten hatte, er bemerkte auch, daß es ihn nicht beruhige. Er hatte sich auf Monserrat drei Tage damit beschäftigt, eine Beichte über sein ganzes vergangenes Leben abzulegen; aber er glaubte damit nicht genug getan zu haben. Er wiederholte sie in Manresa; er trug vergessene Sünden nach; auch die geringsten Kleinigkeiten suchte er auf; allein je mehr er grübelte, um so peinlicher waren die Zweifel, die ihn befielen. Er meinte, von Gott nicht angenommen, noch vor ihm gerechtfertigt zu sein. In dem Leben der Väter las er, Gott sei wohl einmal durch Enthaltung von aller Speise erweicht und gnädig zu sein bewogen worden. Auch er enthielt sich einst von einem Sonntag zum andern aller Lebensmittel. Sein Beichtvater verbot es ihm, und er, der von nichts in der Welt einen so hohen Begriff hatte, wie von dem Gehorsam, ließ hierauf davon ab. Wohl war ihm dann und wann, als werde seine Melancholie von ihm genommen, wie ein schweres Kleid von den Schultern fällt, aber bald kehrten die alten Qualen zurück. Es schien ihm, als habe sich sein ganzes Leben Sünde aus Sünde fortgehend erzeugt. Zuweilen war er in Versuchung, sich aus der Fensteröffnung zu stürzen.

Unwillkürlich erinnert man sich hierbei des peinlichen Zustandes, in welchen Luther zwei Jahrzehnte früher durch sehr ähnliche Zweifel geraten war. Die Forderung der Religion, eine völlige Versöhnung mit Gott bis zum Bewußtsein derselben, war bei der unergründlichen Tiefe einer mit sich selber hadernden Seele auf dem gewöhnlichen Wege, den die Kirche einschlug, niemals zu erfüllen. Auf sehr verschiedene Weise gingen sie aber aus diesem Labyrinth hervor. Luther gelangte zu der Lehre von der Versöhnung durch Christum ohne alle Werke: von diesem Punkte aus verstand er erst die Schrift, auf die er sich gewaltig stützte. Von Loyola finden wir nicht, daß er in der Schrift geforscht, daß das Dogma auf ihn Eindruck gemacht habe. Da er nur in inneren Regungen lebte, in Gedanken, die in ihm selbst entsprangen, so glaubte er, die Eingebung bald des guten, bald des bösen Geistes zu erfahren. Endlich ward er sich ihres Unterschiedes bewußt. Er fand denselben darin, daß sich die Seele von jenen erfreut und getröstet, von diesen ermüdet und geängstigt fühle. Eines Tages war es ihm, als erwache er aus dem Traume. Er glaubte mit Händen zu greifen, daß alle seine Peinen Anfechtungen des Satans seien. Er entschloß sich von Stund an, über sein ganzes vergangenes Leben abzuschließen, diese Wunden nicht weiter aufzureißen, sie niemals wieder zu berühren. Es ist dies nicht sowohl eine Beruhigung als ein Entschluß. Mehr eine Annahme, die man ergreift, weil man will, als eine Überzeugung, der man sich unterwerfen muß. Sie bedarf der Schrift nicht, sie beruht auf dem Gefühle eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem Reiche der Geister. Luther hätte sie niemals genug getan; Luther wollte keine Eingebung, keine Gesichte, er hielt sie alle ohne Unterschied für verwerflich; er wollte nur das einfache, geschriebene, unzweifelhafte Gotteswort. Loyola dagegen lebte ganz in Phantasien und innern Anschauungen. Am meisten vom Christentum schien ihm eine Alte zu verstehen, welche ihm in seinen Qualen gesagt, Christus müsse ihm noch erscheinen. Es hatte ihm anfangs nicht einleuchten wollen, jetzt aber

meinte er bald Christum, bald die Jungfrau mit Augen zu erblicken. Auf der Treppe von St. Domenico zu Manresa blieb er stehen und weinte laut, weil er das Geheimnis der Dreieinigkeit in diesem Moment anzuschauen glaubte; er redete den ganzen Tag von nichts anderem; er war unerschöpflich in Gleichnissen. Plötzlich überleuchtete ihn in mystischen Symbolen das Geheimnis der Schöpfung. In der Hostie sah er den, welcher Gott und Mensch. Er ging einst an dem Ufer des Llobregat nach einer entfernten Kirche. Indem er sich niedersetzte und seine Augen auf den tiefen Strom heftete, den er vor sich hatte, fühlte er sich plötzlich von anschauendem Verständnis der Geheimnisse des Glaubens entzückt: er meinte als ein anderer Mensch aufzustehen. Für ihn bedurfte es dann keines Zeugnisses, keiner Schrift weiter. Auch wenn es solche nicht gegeben hätte, würde er doch unbedenklich für den Glauben, den er bisher geglaubt, den er sah, in den Tod gegangen sein.

Haben wir die Grundlagen dieser so eigentümlichen Entwickelung gefaßt, dieses Rittertum der Abstinenz, diese Entschlossenheit der Schwärmerei und phantastische Asketik, so ist es nicht nötig, Iñigo Loyola auf jedem Schritte seines Lebens weiter zu begleiten. Er ging wirklich nach Jerusalem, in der Hoffnung, wie zur Stärkung der Gläubigen, so zur Bekehrung der Ungläubigen beizutragen. Allein wie wollte er zumal das Letzte ausführen, unwissend wie er war, ohne Gefährten, ohne Vollmacht? An der entschiedenen Zurückweisung jerusalemischer Obern, die dazu eine ausdrückliche päpstliche Berechtigung besaßen, scheiterte sein Vorsatz, an den heiligen Orten zu bleiben. Auch als er nach Spanien zurückgekommen, hatte er Anfechtungen genug zu bestehen. Indem er zu lehren und die geistlichen Übungen, die ihm indes entstanden, mitzuteilen anfing, kam er sogar in den Verdacht der Ketzerei. Es wäre das seltsamste Spiel des Zufalls, wenn Loyola, dessen Gesellschaft Jahrhunderte später in Illuminaten ausging, selbst mit einer Sekte dieses Namens in Zusammenhang gestanden hätte. Und leugnen

kann man nicht, daß die damaligen Illuminaten in Spanien, Alumbrados, zu denen er zu gehören in Verdacht war, Meinungen hegten, die einige Ähnlichkeit mit seinen Phantasien haben. Abgestoßen von der Werkheiligkeit des bisherigen Christentums, ergaben auch sie sich inneren Entzückungen und glaubten wie er, das Geheimnis – sie erwähnten noch besonders das der Dreieinigkeit – in unmittelbarer Erleuchtung anzuschauen. Wie Loyola und später seine Anhänger, machten sie die Generalbeichte zur Bedingung der Absolution und drangen vor allem auf das innere Gebet. In der Tat möchte ich nicht behaupten, daß Loyola ganz ohne Berührung mit diesen Meinungen geblieben wäre. Allein, daß er der Sekte angehört hätte, ist auch nicht zu sagen. Er unterschied sich von ihr hauptsächlich dadurch, daß, während sie durch die Forderungen des Geistes über alle gemeinen Pflichten erhaben zu sein glaubte, er dagegen – ein alter Soldat wie er war – den Gehorsam für die oberste aller Tugenden erklärte. Seine ganze Begeisterung und innere Überzeugung unterwarf er allemal der Kirche und ihren Gewalten.

Indessen hatten diese Anfechtungen und Hindernisse einen für sein Leben entscheidenden Erfolg. In dem Zustande, in dem er damals war, ohne Gelehrsamkeit und gründlichere Theologie, ohne politischen Rückhalt, hätte sein Dasein spurlos vorübergehen müssen. Glück genug, wenn ihm innerhalb Spaniens ein paar Bekehrungen gelungen wären. Allein indem man ihm an Alcala und in Salamanca auferlegte, erst vier Jahre Theologie zu studieren, ehe er namentlich über gewisse schwere Dogmen wieder zu lehren versuche, nötigte man ihn, einen Weg einzuschlagen, auf dem sich allmählich für seinen Trieb religiöser Tätigkeit ein ungeahntes Feld eröffnete.

Er begab sich nach der damals berühmtesten hohen Schule der Welt, nach Paris.

Die Studien hatten für ihn eine eigentümliche Schwierigkeit. Er mußte die Klasse der Grammatik, die er schon in Spanien angefangen, die der Philosophie machen, ehe er zur Theologie

zugelassen wurde. Aber bei den Worten, die er flektieren, bei den logischen Begriffen, die er analysieren sollte, ergriffen ihn die Entzückungen des tieferen religiösen Sinnes, den er damit zu verbinden gewohnt war. Es hat etwas Großartiges, daß er dies für Eingebungen des bösen Geistes erklärte, der ihn von dem rechten Wege abführen wolle, und sich der rigorosesten Zucht unterwarf.

Während ihm nun aus den Studien eine neue, die reale Welt aufging, so ließ er doch darum von seiner geistigen Richtung und selbst ihrer Mitteilung keinen Augenblick ab. Eben hier wars, wo er die ersten nachhaltigen, wirksamen, ja für die Welt bedeutenden Bekehrungen machte.

Von den beiden Stubenburschen Loyolas in dem Kollegium St. Barbara war der eine, Peter Faber aus Savoyen – ein Mensch, bei den Herden seines Vaters aufgewachsen, der sich einst des Nachts unter freiem Himmel Gott und den Studien gewidmet hatte –, nicht schwer zu gewinnen. Er repetierte mit Ignatius, denn diesen Namen führte Iñigo in der Fremde, den philosophischen Kursus; dieser teilte ihm dabei seine asketischen Grundsätze mit. Ignatius lehrte den jüngeren Freund seine Fehler bekämpfen, klüglich nicht alle auf einmal, sondern einen nach dem andern, wie er denn auch immer einer Tugend vorzugsweise nachzutrachten habe; er hielt ihn zur Beichte und häufigem Genuß des Abendmahls an. Sie traten in die engste Gemeinschaft; Ignaz teilte die Almosen, die ihm aus Spanien und Flandern ziemlich reichlich zuflossen, mit Faber. Schwerer machte es ihm der andere, Franz Xaver, aus Pamplona in Navarra, der begierig war, der Reihe seiner durch Kriegstaten berühmten Vorfahren, die von 500 Jahren her auf seinem Stammbaum verzeichnet waren, den Namen eines Gelehrten hinzuzufügen; er war schön, reich, voll Geist und hatte schon am königlichen Hofe Fuß gefaßt. Ignaz versäumte nicht, ihm die Ehre zu erweisen, die er in Anspruch nahm, und zu sorgen, daß sie ihm von andern erwiesen wurde. Für seine erste Vorlesung verschaffte er ihm eine gewisse Frequenz. Wie er ihn sich erst persönlich be-

freundet, so verfehlte sein Beispiel, seine Strenge ihre natürliche Wirkung nicht. Er brachte diesen wie jenen dahin, die geistlichen Übungen unter seiner Leitung zu machen. Er schonte ihrer nicht; drei Tage und drei Nächte ließ er sie fasten: in dem härtesten Winter – die Wagen fuhren über die gefrorene Seine – hielt er Faber dazu an. Er machte sich beide ganz zu eigen und teilte ihnen seine Gesinnung mit.
Wie bedeutend wurde die Zelle von St. Barbara, die diese drei Menschen vereinigte, in der sie voll phantastischer Religiosität Pläne entwarfen, Unternehmungen vorbereiteten, von denen sie selber nicht wußten, wohin sie führen sollten.
Betrachten wir die Momente, auf denen die fernere Entwickelung dieser Verbindung beruhte. Nachdem sich noch einige Spanier, Salmeron, Lainez, Bobadilla, denen sich allen Ignatius durch guten Rat oder Unterstützung unentbehrlich gemacht, ihnen zugesellt, begaben sie sich eines Tages nach der Kirche von Montmartre. Faber, bereits Priester, las die Messe. Sie gelobten Keuschheit; sie schwuren, nach vollendeten Studien in völliger Armut ihr Leben in Jerusalem der Pflege der Christen oder der Bekehrung der Sarazenen zu widmen; sei es aber unmöglich, dahin zu gelangen oder dort zu bleiben, in diesem Falle dem Papst ihre Bemühungen anzubieten, für jeden Ort, wohin er ihnen zu gehen befehle, ohne Lohn noch Bedingung. So schwur ein jeder und empfing die Hostie. Darauf schwur auch Faber und nahm sie selbst. An dem Brunnen St. Denys genossen sie hierauf eine Mahlzeit.
Ein Bund zwischen jungen Männern, schwärmerisch, nicht eben verfänglich: noch in den Ideen, die Ignatius ursprünglich gefaßt hatte, nur insofern davon abweichend, als sie ausdrücklich die Möglichkeit berechneten, dieselben nicht ausführen zu können.
Anfang 1537 finden wir sie in der Tat mit noch drei andern Genossen sämtlich in Venedig, um ihre Wallfahrt anzutreten. Schon manche Veränderung haben wir in Loyola wahrgenommen: von einem weltlichen Rittertum sahen wir ihn zu einem geistlichen übergehen, in die ernsthaftesten Anfechtungen

fallen und mit phantastischer Asketik sich daraus hervorarbeiten; Theolog und Gründer einer schwärmerischen Gesellschaft war er geworden. Jetzt endlich nahmen seine Absichten die bleibende Wendung. Einmal hinderte ihn der Krieg, der eben damals zwischen Venedig und den Türken ausbrach, an der Abreise und ließ den Gedanken der Wallfahrt noch mehr zurücktreten; sodann aber fand er in Venedig ein Institut, das ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeitlang schloß sich Loyola auf das engste an Caraffa an; in dem Konvent der Theatiner, der sich in Venedig gebildet, nahm er Wohnung. Er diente in den Spitälern, über welche Caraffa die Aufsicht führte, in denen dieser seine Novizen sich üben ließ. Zwar fand sich Ignatius durch das theatinische Institut nicht völlig befriedigt; er sprach mit Caraffa über einige in demselben vorzunehmende Veränderungen, und sie sollen darüber miteinander zerfallen sein. Aber schon dies zeigt, wie tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Priestern sah er hier sich den eigentlich klerikalischen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er, wie immer deutlicher wurde, diesseit des Meeres bleiben und seine Tätigkeit in den Bezirken der abendländischen Christenheit versuchen, so erkannte er wohl, daß auch er nicht füglich einen andern Weg einschlagen konnte.

In der Tat nahm er in Venedig mit allen seinen Gefährten die priesterlichen Weihen. In Vicenza begann er nach vierzehntägigem Gebet mit dreien von ihnen zu predigen. An dem nämlichen Tage zur nämlichen Stunde erschienen sie in verschiedenen Straßen, stiegen auf Steine, schwangen die Hüte, riefen laut und fingen an zur Buße zu ermahnen. Seltsame Prediger, zerlumpt, abgehärmt; sie sprachen ein unverständliches Gemisch von Spanisch und Italienisch. In diesen Gegenden blieben sie, bis das Jahr, das sie zu warten beschlossen hatten, verstrichen war. Dann brachen sie auf nach Rom.

Als sie sich trennten, denn auf verschiedenen Wegen wollten sie die Reise machen, entwarfen sie die ersten Regeln, um auch

in der Entfernung eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebens zu beobachten. Was aber sollten sie antworten, wenn man sie nach ihrer Beschäftigung fragen würde? Sie gefielen sich in dem Gedanken, als Soldaten dem Satan den Krieg zu machen; den alten militärischen Phantasien des Ignatius zufolge beschlossen sie, sich die Kompagnie Jesu zu nennen, ganz wie eine Kompagnie Soldaten, die von ihrem Hauptmann den Namen trägt.

In Rom hatten sie anfangs keinen ganz leichten Stand; Ignatius meinte, er sehe alle Fenster geschlossen, und von dem alten Verdacht der Ketzerei mußten sie hier noch einmal freigesprochen werden. Allein indes hatten ihre Lebensweise, ihr Eifer in Predigt und Unterricht, ihre Krankenpflege auch zahlreiche Anhänger herbeigezogen, und so viele zeigten sich bereit, zu ihnen zu treten, daß sie auf eine förmliche Einrichtung ihrer Gesellschaft denken konnten.

Zwei Gelübde hatten sie bereits getan: jetzt legten sie das dritte, das des Gehorsams, ab. Wie aber Ignatius immer den Gehorsam für eine der vornehmsten Tugenden erklärt, so suchten sie gerade in diesem alle andern Orden zu übertreffen. Es war schon viel, daß sie sich ihren General allemal auf Lebenszeit zu wählen beschlossen; allein dies genügte ihnen noch nicht. Sie fügten die besondere Verpflichtung hinzu, „alles zu tun, was ihnen der jedesmalige Papst befehlen, in jedes Land zu gehen, zu Türken, Heiden und Ketzern, in das er sie senden werde, ohne Widerrede, ohne Bedingung und Lohn, unverzüglich."

Welch ein Gesetz gegen die bisherigen Tendenzen dieser Zeit! Indem der Papst auf allen Seiten Widerstand und Abfall erfuhr und nichts zu erwarten hatte als fortgehenden Abfall, vereinigte sich hier eine Gesellschaft, freiwillig, voll Eifer, enthusiastisch, um sich ausschließlich seinem Dienste zu widmen. Er konnte kein Bedenken tragen, sie anfangs – im Jahre 1540 – unter einigen Beschränkungen, und alsdann – 1543 – unbedingt zu bestätigen.

Indes tat auch die Gesellschaft den letzten Schritt. Sechs von

den ältesten Bundesgenossen traten zusammen, um den Vorsteher zu wählen, der, wie der erste Entwurf, den sie dem Papst einreichten, besagte, „Grade und Ämter nach seinem Gutdünken verteilen, die Konstitution mit Beirat der Mitglieder entwerfen, in allen andern Dingen aber allein zu befehlen haben solle; in ihm solle Christus als gegenwärtig verehrt werden.“ Einstimmig wählten sie Ignaz, der, wie Salmeron auf seinem Wahlzettel sagte, „sie alle in Christo erzeuget und mit seiner Milch genährt habe.“

Und nun erst hatte die Gesellschaft ihre Form. Es war auch eine Gesellschaft von Chierice regolari; sie beruhte auch auf einer Vereinigung von klerikalischen und klösterlichen Pflichten; allein sie unterschied sich vielfach von den übrigen dieser Art.

Hatten schon die Theatiner mehrere minder bedeutende Verpflichtungen fallen lassen, so gingen die Jesuiten darin noch weiter. Es war ihnen nicht genug, alle klösterliche Tracht zu vermeiden; sie sagten sich auch von den gemeinschaftlichen Andachtsübungen, welche in den Klöstern den größten Teil der Zeit wegnehmen, von der Obliegenheit, im Chor zu singen, los.

Dieser wenig notwendigen Beschäftigungen überhoben, widmeten sie ihre ganze Zeit und alle ihre Kräfte den wesentlichen Pflichten. Nicht einer besondern, wie die Barnabiten, obwohl sie die Krankenpflege, weil sie einen guten Namen machte, sich angelegen sein ließen; nicht unter beschränkenden Bedingungen, wie die Theatiner, sondern mit aller Anstrengung den wichtigsten. Erstens der Predigt: schon als sie sich in Vicenza trennten, hatten sie sich das Wort gegeben, hauptsächlich für das gemeine Volk zu predigen, mehr darauf zu denken, Eindruck zu machen, als durch gewählte Rede zu glänzen: so fuhren sie nunmehr fort. Zweitens der Beichte; denn damit hängt die Leitung und Beherrschung der Gewissen unmittelbar zusammen; in den geistlichen Übungen, durch welche sie selber mit Ignaz vereinigt worden, besaßen sie ein großes Hilfsmittel. Endlich dem Unterrichte der Jugend: hierzu hatten sie sich gleich in ihren Gelübden durch eine be-

sondere Klausel verpflichten wollen, und ob dies wohl da nicht durchgegangen war, so schärften sie es doch in ihrer Regel auf das lebhafteste ein. Vor allem wünschten sie die aufwachsende Generation zu gewinnen. Genug, alles Beiwerk ließen sie fallen und widmeten sich den wesentlichen, wirksamen Einfluß versprechenden Arbeiten.

Aus den phantastischen Bestrebungen Ignatios hatte sich demnach eine vorzugsweise praktische Richtung entwickelt, aus seinen asketischen Bekehrungen ein Institut, mit weltkluger Zweckmäßigkeit berechnet.

Alle seine Erwartungen sah er weit übertroffen. Er hatte nun die unbeschränkte Leitung einer Gesellschaft in Händen, auf welche ein großer Teil seiner Intuitionen überging, welche ihre geistlichen Überzeugungen mit Studium auf dem Wege bildete, auf dem er sie durch Zufall und Genius erworben hatte; welche zwar seinen jerusalemischen Plan nicht ausführte, bei dem sich nichts erreichen ließ, aber übrigens zu den entferntesten erfolgreichsten Missionen schritt, und hauptsächlich jene Seelsorge, die er immer empfohlen, in einer Ausdehnung übernahm, wie er sie niemals ahnen können; die ihm endlich einen zugleich soldatischen und geistlichen Gehorsam leistete.

Als Ignatius starb, zählte seine Gesellschaft, die römische ungerechnet, dreizehn Provinzen. Schon der bloße Anblick zeigt, wo der Nerv derselben war. Die größere Hälfte dieser Provinzen, sieben, gehörte allein der pyrenäischen Halbinsel und ihren Kolonien an. In Kastilien waren zehn, in Aragon fünf, in Andalusien nicht minder fünf Kollegien; in Portugal war man am weitesten, man hatte zugleich Häuser für Professen und Novizen. Der portugiesischen Kolonien hatte man sich beinahe bemächtigt. In Brasilien waren 28, in Ostindien von Goa bis Japan gegen 100 Mitglieder des Ordens beschäftigt. Von hier aus hatte man einen Versuch in Äthiopien gemacht und einen Provinzial dahin gesendet: man glaubte eines glücklichen Fortgangs sicher zu sein. Alle

diese Provinzen spanischer und portugiesischer Zunge und Richtung wurden von einem Generalkommissar, Franz Borgia, zusammengefaßt. In der Nation, wo der erste Gedanke der Gesellschaft entsprungen, war auch ihr Einfluß am umfassendsten gewesen. Nicht viel geringer aber war er in Italien. Es gab drei Provinzen italienischer Zunge: die römische, die unmittelbar unter dem General stand, mit Häusern für Professen und Novizen, dem Collegium Romanum und dem Germanicum, das auf den Rat des Kardinals Morone ausdrücklich für die Deutschen eingerichtet wurde, jedoch noch keinen rechten Fortgang gewann; auch Neapel gehörte zu dieser Provinz; – die sizilianische mit vier bereits vollendeten und zwei angefangenen Kollegien; der Vizekönig della Vega hatte die ersten Jesuiten dahin gebracht; Messina und Palermo hatten gewetteifert, Kollegien zu gründen; von diesen gingen dann die übrigen aus; – und die eigentlich italienische, die das obere Italien begriff, mit 10 Kollegien. Nicht so glücklich war es in andern Ländern gegangen: allenthalben setzte sich der Protestantismus oder eine schon ausgebildete Hinneigung zu demselben entgegen. In Frankreich hatte man doch nur ein einziges Kollegium eigentlich im stande; man unterschied zwei deutsche Provinzen, allein sie waren nur in ihren ersten Anfängen vorhanden. Die obere gründete sich auf Wien, Prag, Ingolstadt, doch stand es allenthalben noch sehr bedenklich; die untere sollte die Niederlande begreifen, doch hatte Philipp II. den Jesuiten noch keine gesetzliche Existenz daselbst gestattet.

Aber schon dieser erste rasche Fortgang leistete der Gesellschaft Bürgschaft für die Macht, zu der sie bestimmt war. Daß sie sich in den eigentlich katholischen Ländern, den beiden Halbinseln, zu so gewaltigem Einfluß erhoben, war von der größten Bedeutung.

Richelieu

Das war das eigentümlich Große in Richelieus Stellung, die sich über die Regionen des Privatlebens erhob, daß sich alle inneren und äußeren Feindseligkeiten immer persönlich gegen ihn richteten. Von den früheren Irrungen mit England war er wenigstens selbst überzeugt, daß sie von seinen Feinden, um ihn zu stürzen, erweckt seien; von den späteren berührten wir, wie sie sich an den Widerwillen anknüpften, den die Königin unter dem Einfluß einer persönlichen Gegnerin des Kardinals diesem zu erkennen gaben. Vom ersten Augenblick waren alle Bestrebungen der Spanier dahin gerichtet, ihn zu stürzen; sie standen in Verbindung mit der Königin-Mutter, mit Montmorency und dem Herzog von Orleans; zuletzt mit Soissons und Effiat. Aber dadurch ward dann der Kardinal auch angetrieben, ganz Europa in diese Feindseligkeiten zu ziehen. Um in Frankreich zu bestehen, mußte er den Bund mit den Schweden schließen; um bei fortdauernder Gefahr feindselige Einwirkungen auch von dem melancholischen Temperament des Königs abzuwenden, kündigte er den Spaniern den offenen Krieg an. Jeder Unfall der Waffen machte ihn für sich selbst besorgt; jeder gute Erfolg stärkte seine Sicherheit. Ich finde aufgezeichnet, daß die Belagerung von Hesdin der Nichte des Kardinals, Duchesse d'Aiguillon, schlaflose Nächte machte, denn wenn sie mißlang, so wäre die Stellung ihres Oheims bedroht gewesen. Die Eroberung von Perpignan sollte der Preis sein, für welchen der König Cinqmars hätte entfernen müssen, wäre dies durch die Nachricht von jener Verschwörung nicht ohnehin geschehen. Der Hader und Gegensatz der Parteien im Innern Frankreichs ergriff die Nachbarn, indem sie sich desselben zu bedienen suchten, und zog sie in das Verderben. Es gibt Menschen, an denen der Haß, den sie erwecken, fast das Großartigste wäre, würde er nicht durch den Widerstand übertroffen, den sie dagegen einsetzen.

Französische Geschichte II, S. 399–410.

Richelieu hatte eine Ader von Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, er galt für unwiderstehlich, wenn er es sein wollte; aber dieser gebildete und feine Geist war zugleich bitter, einseitig, von einer Härte zugleich und Schärfe, die für das Amt eines Großinquisitors genügen würden. Über geheime Dinge war niemals ein Minister besser unterrichtet. Der päpstliche Nuntius wollte ihm einmal Mitteilung über gewisse Anträge machen, die der Herzog von Orleans an den Vizelegaten in Avignon gerichtet hatte: Richelieu erwiderte sein Vertrauen damit, daß er ihm die Antwort angab, die von dem Vizelegaten darauf erteilt worden war. Indem einer der Großen des Reichs zu ihm kommt, um ihm von staatsgefährlichen Anmutungen, die ihm geschehen sind, Anzeige zu machen, zieht der Kardinal bereits ein Papier hervor, worin die einzelnen Punkte derselben verzeichnet sind. Man hat gesagt, er habe die Beichtväter zu seinen Diensten gehabt; das beweist jedoch nur, welches Erstaunen die Art von politischer Allwissenheit erweckte, die man an ihm wahrnahm; eben durch die geheime Kunde, die er sich verschaffte, ward er allen gegen ihn gerichteten Anschlägen überlegen. Mit Vergnügen sieht er die Feinde, an die er will, in die ihnen gelegten Netze geraten und sich verstricken: nicht anders als ein Jäger, der ein Wild verfolgt. Über ihre geheimsten Äußerungen hält er Buch; mit unbarmherziger Strenge zieht er die Summe ihrer Vergehungen. Wenn die politischen Prozesse zweifelhaften Rechtes in allen Zeiten einen eigentümlichen Bestandteil der französischen Geschichte bilden: so waren sie niemals häufiger, von unerwarteterem Anfang, unzweifelhafterem Ende, als unter Richelieu; er benutzte seine gesellschaftliche Stellung, um sie durchzuführen. Eines Tages sah man den Grafen Cramail bei dem Kardinal zur Audienz vorfahren; als er von ihm zurückkam, bestieg ein ihm Fremder den Kutschersitz und fuhr den Grafen sofort nach der Bastille. Cramail war einer der beliebtesten Kavaliere des Hofes, aber man warf ihm vor, daß er den König bei dem letzten Feldzug über die militärische Lage unnötigerweise bedenklich gemacht habe. Der Kardinal

gewann es über sich, mit dem Marquis Fargis erst zu Mittag zu speisen, ehe er ihn festnehmen ließ; während eines Gesprächs, das er mit Puylaurens hielt, wurden die Vorbereitungen zu dessen Gefangennehmung getroffen. In seinem Hause zu Ruel ist Marillac verurteilt worden: dafür haben sich Erinnerungen der Gewaltsamkeit, durch die populäre Auffassung mythisch übertrieben, aber von den Historikern gern wiederholt, an diesen seinen Aufenthalt geheftet. Es war einer der Grundsätze des Kardinals, daß, wenn man frage, was für den Staat wichtiger sei, Belohnung oder Strafe, der Strafe der Preis gebühre: gegen die öffentlichen Interessen begehe man ein Verbrechen, wenn man Nachsicht gegen diejenigen übe, welche sie verletzen; Gewissenhaftigkeit müsse Mut haben, ein furchtsames Gewissen begünstige das Böse. Er befolgte die Maxime des Schreckens, daß bei Staatsverbrechen das Verfahren mit der Exekution anfangen dürfe, was keine Gefahr in sich schließe, wenn diese nur in Gefangensetzung oder Verbannung bestehe. Von Formen, welche den einzelnen gegen Ungerechtigkeiten sichern, war hier nicht die Rede: der Begriff der unnahbaren Staatsgewalt hing wie ein bloßes Schwert über allen Gegnern. Wie viele waren umgekommen; andere, wie die Marschälle Bassompierre, Vitry, lebten in der Bastille, andere waren geflüchtet, wie Vendome noch zuletzt nach England; sie erwarteten die Veränderung, welche die Zeit bringen müsse. Die meisten großen Gouverneure waren gestürzt; Epernon, der sich so lange gehalten, wurde doch zuletzt nach einem seiner Schlösser verwiesen. Diese altrepublikanische Sitte, Mißliebigen von der entgegengesetzten Partei einen bestimmten fernen Aufenthaltsort anzuweisen, war in voller Übung. Denn in allen Kreisen um die höchste Gewalt her, welche Einfluß auf sie ausüben konnten, sollte der Gedanke derselben ausschließend herrschen.

Es ist ein Mißverständnis, wenn man annimmt, daß Richelieu alles im Lande zu gleicher Tiefe habe erniedrigen wollen. War es doch vielmehr sein persönlicher Ehrgeiz, seine eigene Familie unter der Ägide der königlichen Gnade zu hohem

Range zu erheben, den Großen des Reiches ebenbürtig zurückzulassen. Soviel er mit der Macht der großen Gouverneure für die Prärogative der königlichen Gewalt, die Provinzialverwaltungen, wenn es ihr gut scheine, auch wieder zu wechseln, hatte kämpfen müssen, so gab er doch dem populären Wunsche, diesen Wechsel periodisch fixiert zu sehen, nicht Raum, er blieb vielmehr dabei, die angesehensten Männer, namentlich solche, die durch ihren Besitz in persönlicher Beziehung zu den Landschaften standen, an die Spitze der Provinzen zu stellen. Selbst die Führung der Armee vertraute er am liebsten Männern von hoher Abkunft an. Es schien ihm fast, als sei die königliche Autorität doch nicht stark genug, um für sich allein durch den Begriff der Ordnung im Dienste zu unbedingter Geltung zu gelangen. So warf sich der niedere Adel, durch die Umwandlung der Kriegführung jener Willkür der Heeresfolge, über welche sich Heinrich IV. noch so lebhaft beklagt hatte, und mancher andern feudalen Vorrechte beraubt, mit Eifer in den regelmäßigen Dienst, wie ihn das Jahrhundert forderte; es eröffnete sich ihm damit gleichsam eine neue Bestimmung und Lebensform; man darf nicht bezweifeln, daß dadurch namentlich in den ersten Zeiten auch auf den Dienst ein gewisser Glanz zurückgefallen ist. Wir sahen oft, mit welchem Nachdruck Richelieu die politischen Ansprüche des Parlaments niederhielt, beseitigte; er nahm auch in den Streitigkeiten dieser Körperschaft mit dem Klerus eher gegen sie Partei; aber weit entfernt, sie in ihrer hergebrachten Stellung zu beeinträchtigen, hat er vielmehr beigetragen, diese zu befestigen; nachdem er eine Zeitlang zweifelhaft darüber gewesen war, hat er die Erblichkeit der Stellen durch seine Anordnungen erneuert; der Begriff der Noblesse der Robe setzte sich seitdem noch entschiedener durch.

Richelieu suchte hauptsächlich mit seinen Freunden, seinen Verwandten und denen, die sich an ihn anschlossen, mit dem, was er seine Allianz nannte, zu regieren.

Eine große Rolle spielte seine Familie in Staat und Krieg. Der Marquis de Pontcourlay, Sohn seiner ältesten Schwester,

dessen Kinder den Namen Richelieu fortgepflanzt haben, war General der Galeeren; er ist es, der die Spanier im Angesichte von Genua besiegte. Sein Schwager, Gemahl seiner jüngeren Schwester, Urbain Marquis de Brézé, führte die Landtruppen nicht ohne Auszeichnung; wir finden ihn als Vizekönig von Catalonien; schon tat sich auch dessen Sohn Fronsac zur See hervor. Ein Brudersſohn der Mutter des Kardinals war der Duc de Meilleraye, der vor Perpignan kommandierte; er bekleidete das sehr vorteilhafte Amt eines Großmeisters der Artillerie. Noch finden wir immer Schweizer in französischem Dienst, wie denn im Jahre 1635 vier Regimenter schweizerischen Fußvolks geworben wurden; ein anderer Vetter Richelieus, Cäsar de Cambout, erhielt die Stelle eines Kolonels dieser Truppen, mit der das Recht verbunden war, die Offiziere derselben mit ihrem Patent zu versehen. Harcourt, der Savoyen wieder eroberte, war mit einer Schwester dieses Cambout vermählt. Die glänzendste Vermählung aber schloß Richelieu für seine Nichte, die Tochter Brézés: er verheiratete sie mit dem ältesten Sohne Condés, Enghien, nachmals dem großen Condé. Welch ein Erfolg, zumal nach den Begriffen der Zeit, daß die tapfersten Sprößlinge der beiden großen Häuser Lothringen und Bourbon in die engste Verbindung mit dem Kardinal traten!

Nichts war ihm überhaupt nützlicher geworden als das gute Verhältnis zu dem Prinzen von Condé, der zugleich hohen Glanz und tiefe Ergebenheit in diese Allianz brachte. Er rechnete es einem jeden als die höchste Gunst an, wenn er ihn durch Bande der Verwandtschaft in dieselbe zog.

Wie viele andere, die durch den Umschwung der Ereignisse in hohe und niedere Ämter gekommen waren, schlossen sich ihm mit gleicher Hingebung an!

Zu den dem Kardinal persönlich am genauesten Verbundenen gehörte Franz Leclerc de Tremblai, in dem Kapuzinerorden genannt Pater Joseph. Er hatte schon Kriegsdienste getan, als er in denselben trat, dann als Prediger, Missionar, Professor ungemein wirksam, eifriger Verfolger jeder Ab-

weichung innerhalb und außerhalb des Katholizismus, hatte er sich ein großes geistliches Ansehen und durch eine mit Gewandtheit gepaarte strenge Außenseite Einfluß auf die bedeutendsten Persönlichkeiten des Hofes verschafft: Richelieu dankte ihm zum Teil sein Wiederemporkommen. Zuerst in geistlichen Geschäften hatten sie einander kennen gelernt und sich verbündet: später trat der Pater auch in den weltlichen dem Kardinal zur Seite. Er ließ sich von dem Ordensgeneral und dem Papst Dispens dazu erteilen. Mit vier andern Kapuzinern, für deren Unterhalt der König sorgte, bildete er dann eine Art von ministeriellem Bureau für die geheimen Sachen, diplomatischer, geistlicher und selbst militärischer Natur, wo die Geschäfte zur Kenntnisnahme und Entscheidung des Kardinals vorbereitet wurden. Oft arbeitete Pater Joseph mit demselben; in Ruel war eine Wohnung für ihn bereitgehalten, so wie in den königlichen Schlössern St. Germain, Fontainebleau, selbst im Louvre. Seinen Einfluß auf den König wendete er ganz im Sinne des Kardinals an, er teilte seine Parteistellung. „Wir müssen", sagte er einmal in Beziehung auf Herzog Bernhard, als dessen bester und nützlichster Freund er galt, „unsere Fremden fördern, denn sie sind die, die uns aufrechterhalten." Einst hatte man ihn mit seinem Sack auf dem Rücken als armen Klosterbruder auf der Landstraße wandern sehen; jetzt fuhr er in einem königlichen Wagen von Palast zu Palast. Die Abgeordneten der fremden Mächte machten ihm ihren Hof und waren nur unglücklich, ihn oft nicht finden zu können. Der Pater war unerschöpflich, Auswege zu entdecken, Hilfsmittel aufzufinden, er besaß nicht das treffende Gefühl für das Ausführbare, was den großen Staatsmann charakterisiert und den Kardinal so eigen auszeichnete, aber zusammen arbeitend entwickelten sie die größte Intelligenz, die damals in politischen Dingen tätig war. Der Pater hatte aber, wenn ich so sagen darf, nicht allein Kopf, sondern auch Stirn für alles: nichts brachte ihn außer Fassung; für alles fand er Entschuldigungen; das Gehässigste nahm er ohne Bedenken über sich. Er hatte die labyrinthischen Gänge

einer vor nichts zurückscheuenden Politik und dunkeln Gewaltsamkeit eröffnet. Alle Skrupel hatte er noch weiter von sich geworfen als der Kardinal; in Himmel und Erde beschäftigte ihn nichts weiter als die Politik des Momentes. Es war mitten in einer Unterredung mit einem geheimen spanischen Agenten, daß er den Schlaganfall erlitt, der ihn zum Tode führte. Auf dem Totenbette sah er den Fall von Breisach gleichsam im Geiste; nicht gerade durch Inspiration, wie man annahm: aber er lebte und webte in nichts anderm und wußte, daß dort alles bis zum Äußersten gekommen war; er meldete das Ereignis als geschehen dem päpstlichen Nuntius als ein solches, das den Frieden befördern werde. Der Kardinal sagte, er verliere in ihm den Mann, auf den er sich am meisten verlassen und der ihm am meisten genügt habe. In seiner Familie betrauerte man Pater Joseph.

In dem Ministerium gab es zuweilen Bewegungen; wie wir denn finden, daß Buillon und Chavigny sich einmal verbanden, um Servien, der nicht mit ihnen übereinstimmte, auszustoßen: den Kardinal berührte das nicht. Auch Des Noyers, der nach Pater Josephs Tode die Last der vorbereitenden Geschäfte über sich nahm und Tag und Nacht über den Akten lag, galt doch mehr für einen scharfsinnigen Gehilfen als für einen leitenden Kopf. Unter dem Kardinal, sagt der venezianische Gesandte, indem er dieser Minister gedenkt, führen sie die Geschäfte, er eröffnet ihnen seine Hinneigungen und Absichten, sie sind Werkzeuge in seiner Hand.

Will man wissen, wie er mit ihnen umging, so muß man eine Instruktion ansehen, die Buillon empfing, als er die Leitung der Finanzen übernahm. Der Kardinal erinnert ihn, dem öffentlichen Vermögen jetzt dieselbe Sorgfalt zuzuwenden, die er bisher auf die Vermehrung des eigenen gewandt habe, von nun an sich mit dem Einkommen, das ihm der König bewillige, zu begnügen und alle seine Gedanken auf die Reform der Finanzen und die Erleichterung des Volkes zu richten; allen Leidenschaftlichkeiten, die er bisher gegen einen zweiten oder dritten gehegt habe, abzusagen und die Geschäfte nur

nach vernünftigen Gründen zu entscheiden. Buillon versprach ihm auf seine Ehre, dieser Anordnung Punkt für Punkt genau nachzukommen. So erinnerte Richelieu den Erzbischof Sourdis, den Vorwurf zu widerlegen, den man ihm mache, daß er sich mit niemand vertrageu könne, der Welt zu zeigen, daß er ein Mann von Taten, nicht allein von Worten sei; der erste Unfall, an dem er schuld war, reichte für den Kardinal hin, um ihn zu entfernen. Da Pontcourlay, dem ein seine Mittel übersteigender Aufwand mit Grund schuld gegeben wurde, darin keine Änderung traf, verlor er trotz jenes glänzenden Sieges seine Stelle. Richelieu billigte, daß jemand, indem er dem Staate diene, auch für sich selber sorge; er hat einst den König mit den Worten eines alten Kaisers erinnert, daß er die Angelegenheiten der Menschen nicht vernachlässigen dürfe, welche die seinigen verwalten. Aber wollte jemand, fährt er fort, die öffentlichen Angelegenheiten zum Vorwand nehmen, um sein persönliches Interesse durchzuführen, der würde eine Pest im Staate sein. Fehler, welche der Sache schadeten, duldete er auch in seiner nächsten Umgebung nicht.

Richelieu war wie ein zweiter König im Lande. Schon beim Jahre 1629 schildert man ihn, wie die sollizitierende und diensteifrige Menge sein Haus erfüllt, die Türen seiner Gemächer; wie sie ihn ferner, wenn er etwa in seiner Sänfte herausgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßt, der eine niederkniet, der andere eine Bittschrift überreicht, ein dritter sein Kleid zu küssen sucht; jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blickes von ihm rühmen kann. Denn die Summe der Geschäfte lag schon damals in seinen Händen; er bekleidete die höchsten Würden, deren ein Untertan fähig ist; aber noch höher stellte ihn, daß er damit den Purpur der Kardinäle verband; der vornehmste Prinz von Geblüt, Condé, ließ ihm den Vorrang.

Seitdem war er nun noch um vieles mächtiger und vor allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Ruel, in einem vor dem Nordwind einigermaßen ge-

schützten Park, wo man mitten in dem revolutionären Ruin doch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hierher verpflanzt worden sein sollen. Wenig zugänglich – die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten –, war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte; der König kam oft von St. Germain zum Staatsrat herüber. Fuhr er selber hinüber, so war er von einer Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch in dem Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben; eine ganze Anzahl junger Edelleute aus den vornehmen Häusern, die sich ihm angeschlossen, versahen den persönlichen Dienst bei ihm: er hat eine Schule für sie errichtet. Er hielt einen vollständiger besetzten Marstall, glänzendere Dienerschaft, eine kostbarer besorgte Tafel als der König; er wohnte besser. In Paris besaß er den kleinen Luxemburg und baute sich Palais Royal, das damals in großen Schriftzügen die Aufschrift Palais Cardinal trug, so wie das Hotel Richelieu: er hatte da jene goldene Kapelle, deren Kirchengerätschaften sämtlich von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen zusammengesetzt waren, ferner eine herrliche Sammlung ausgesuchter Kunstwerke, eine Bibliothek und sein eignes Theater. Eine berühmte italienische Sängerin, Signora Leonora, ließ er nach seinem Landhaus kommen. Für das aufkommende französische Schauspiel hegte er eine Art von Leidenschaft; wer ihm da Vergnügen machte, wie die kleine Jacqueline Pascal, dem stand eine Bitte an ihn frei: seinen Freunden selbst hat es wohl geschienen, als widme er der Durchsicht der Stücke, die er geben ließ, allzu viel anstrengende Aufmerksamkeit. Unentbehrlich war ihm das Gespräch mit geistvollen und angenehmen Freunden, – der Umgang mit einem von ihnen ist ihm von den Ärzten förmlich als Heilmittel vorgeschrieben worden. So war ihm auch eine natürliche Vorliebe und Hinneigung zur Literatur eigen. Wir werden noch berühren, welche mächtigen, produktiven

Geister ihn umgaben: mit der Monarchie selbst entsprangen auch die literarischen Tendenzen, welche sie verherrlichen sollten. Die Absicht Richelieus war zunächst auf die Reinigung der Sprache gerichtet. In seinen zur Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen zeigt sich noch das Übertriebene der bisherigen Schreibweise, der Stil seiner Briefe dagegen ist rein und richtig; die Worte sind wohlgewählt und treffend; in dem Wurf der Sätze prägt sich der Wechsel seiner Stimmungen aus. Bei der Gründung der französischen Akademie war sein vornehmster Gedanke, die französische Sprache von allen Verunstaltungen, die sie durch willkürlichen und regellosen Gebrauch erlitten habe, zu reinigen, sie aus der Reihe der barbarischen Sprachen für immer zu erheben: sie sollte den Rang einnehmen wie einst die griechische, dann die lateinische; sie sollte in dieser Reihe die dritte sein. Der Begriff des Modernklassischen, den er mit Bewußtsein förderte, hat zugleich eine politische Beziehung: so wie die Zeitung, die er zuerst regelmäßig erscheinen ließ, ein monarchisches Institut war. Wie Richelieu die Literatur mit dem momentanen Leben in Verbindung brachte, so schwebte ihm auch die Nachwelt und ihr Urteil unaufhörlich vor Augen. Auf seine Veranlassung hat man mancherlei Zusammenstellungen aus den offiziellen Papieren versucht, von denen die wichtigste, an eine von ihm selbst unternommene Arbeit anschließend, als eine Geschichte der Zeit erscheint: sie enthält, wiewohl noch formlos, doch schon mancherlei Spuren seiner Durchsicht. Da finden sich auch von allen Produktionen, die von ihm herrühren, ohne Zweifel die merkwürdigsten: zahlreiche Gutachten, die er dem König in wichtigen Momenten vorlegte. Man mag sie an Schärfe den Arbeiten Machiavells, an Umsicht und ausführlicher Erörterung den motivierten Ratschlägen des spanischen Staatsrats vergleichen; an Kühnheit, Größe der Gesichtspunkte, offener Darlegung des Zweckes und dann auch an welthistorischem Erfolg haben sie ihresgleichen nicht. Sie sind ohne Zweifel einseitig; Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen; er verfolgt die Gegner

von Frankreich mit derselben Gehässigkeit wie seine eigenen; von einem freien, auf die obersten Ziele des menschlichen Daseins gerichteten Schwung der Seele geben sie keinen Beweis, sie sind ganz von dem Horizont des Staates umfangen, aber sie zeugen von einem Scharfblick, der die zu erwartenden Folgen bis in die weiteste Ferne wahrnimmt, der unter dem Möglichen das Ausführbare, unter mancherlei Gutem das Bessere und Beste zu unterscheiden und festzustellen weiß. Der Ehrgeiz Richelieus war, daß der König ihm folge durch eigene Überzeugung, nicht durch Autorität. In ausführlicher Darlegung und strenger Schlußfolge sucht er ihn bei dem Rate zu fixieren, den er ihm erteilt. Alle diese Gutachten sind von einem einzigen Gedanken erfüllt, der sich in immer größerer Ausdehnung des Gesichtskreises und der Zwecke entwickelt: Erhebung der Monarchie über jeden besonderen Willen – Ausbreitung der Autorität von Frankreich über Europa. Niemals hat sich eine Politik durch glänzendere Erfolge bewährt.

Er war aller Feinde Meister geworden.

Wo war der Graf Olivarez mit seinen Drohungen und persönlichen zugleich wie nationalen Feindseligkeiten geblieben? Die spanische Monarchie war von allen Grenzen zurückgeworfen, in ihrem Innern zersprengt. Wohin war es, um Buckinghams nicht mehr zu gedenken, mit dem Widerstand gekommen, den ihm König und Königin von England entgegensetzten? Karl I. wich soeben nach York, seine Gemahlin verließ das Land. Die Verbindung mit Spanien, welche dem Kaisertum in den letzten Dezennien eine erhöhte Kraft gegeben, war ihm jetzt verderblich geworden. Richelieu hatte eine Partei in Europa und in Deutschland, die den Kaiser Ferdinand III. in dieser Würde nicht anerkannte.

Und wohin waren diejenigen geraten, unter deren Leitung die inneren Stürme sich so oft gegen Richelieu gesammelt hatten? Seit ihrer Entfernung von Frankreich hatte Königin Maria Medici keinen Augenblick der Zufriedenheit und Genugtuung genossen; sie war von Land zu Land geflüchtet, nirgends will-

kommen; sie hatte es einmal über sich gewonnen, um die Erlaubnis der Rückkehr nachzusuchen, ihre Bitte war aber vom versammelten Conseil erwogen und abgelehnt worden. Indem der Fürst, dem sie das Leben gegeben, neue Provinzen eroberte, war sie in einem Privathaus gestorben. Es war das Haus in Köln, wo der Maler Rubens geboren sein soll, der einst in glücklichen Tagen den ruhmreichen Wechsel ihres Geschickes, wie dort eine Inschrift sagt, „die Epopöe ihres Lebens in prächtigen Schildereien“ vergegenwärtigt hat. Die Dämonen, deren Besiegung der Meister damals verherrlichte, hatten sich seitdem einer um den andern wider sie und ihr Glück gewendet. Der Mann, den sie am meisten befördert und zu seiner Höhe gehoben hatte, war der gefährlichste ihrer Feinde geworden, dem sie erlag.

Der Herzog von Orleans, in der Verschwörung von Cinqmars aufs neue beteiligt, war nach Savoyen gegangen. Um zurückkehren zu dürfen, willigte er ein, fortan lediglich als Privatmann ohne administratives oder militärisches Amt leben zu wollen, ganz wie es dem König gefalle; ohne andere Umgebung, als dieser sie genehm halte.

Richelieu traf Anordnungen im Haushalt des Königs selbst, welche diesem mißfielen, denen er aber nicht wagte sich zu widersetzen.

Das war nun einmal der Charakter seines Lebens. Jeder seiner Schritte trug die Spuren von rücksichtsloser Gewaltsamkeit; das Glück war ihm günstig, wie kaum je einem andern Sterblichen. Oder war vielmehr alles der Erfolg vordringender Kenntnis, richtiger und unfehlbarer Berechnung? Seine Bewunderer versichern, er habe das Glück selbst dem Schicksal abgezwungen.

Indem Richelieu aber einen so großen Teil der Welt mit dem Winke seines Willens regierte, war er an allen seinen Gliedmaßen gelähmt, von der schmerzhaftesten, gefährlichsten Krankheit heimgesucht; er konnte seine Hand nicht mehr zur Unterschrift anstrengen; er hätte keinen Wagen mehr besteigen dürfen. Um ihn von Ort zu Ort zu bringen, hatte man ihm

eine Sänfte eingerichtet, mit einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl für den, mit dem er sich etwa unterhalten wollte. Darin trugen ihn seine Leibgarden, die sich das nicht nehmen lassen wollten, immer achtzehn und achtzehn, und immer mit entblößtem Haupte, miteinander abwechselnd, von Narbonne nach Paris. Hie und da wurden die Mauern der Städte aufgerissen und ihre Gräben mit Brücken bedeckt, um ihm einen minder unbequemen Weg zu bereiten.

Noch dachte er jedoch nicht am Ziele zu sein, weder persönlich noch in bezug auf die Angelegenheiten der Welt oder Frankreichs, noch lenkte er das Ruder des Schiffes mit weit hinausspähendem Blicke und in gewohnter Sicherheit, als er (Dezember 1642) einem erneuerten Anfall seiner Krankheit erlag. Er hat sterbend erklärt, er habe nie einen Feind gehabt, der nicht der Feind des Staates gewesen sei. Die Identifizierung seiner persönlichen Interessen mit denen des Staates, die seine Stärke im Leben ausgemacht, begleitete ihn in den Tod.

„Da ist", sagte Ludwig XIII. bei der Nachricht von seinem Tode, „ein großer Politiker gestorben"; persönliches Bedauern hörte man ihn nicht aussprechen. In dem Worte liegt die Erklärung oder Entschuldigung seiner ganzen Haltung im Leben. Was denn nun auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurteilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Abscheu und Verehrung geteilt, – es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hatte er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreichs war heraufgeführt.

Mazarin

Noch in seinen letzten Jahren erschien Mazarin als ein stattlicher Mann von braunem, lockigem Haupthaar, breiter und hoher Stirn, sorgfältig in seinem Äußern: von jener

Französische Geschichte III, S. 144–150.

Milde des Ausdrucks, die man an gebildeten Italienern bemerkt, gewinnend und durch eigene Ruhe die andern beruhigend. Wenn aber bei irgendeinem andern, so lernte man sie bei Mazarin als Außenseite kennen. Bei der ersten Begegnung umarmt er die, welche ihm und der Sache des Königs Dienste geleistet haben, und erwirbt ihr volles Zutrauen. Wie bald aber ändert sich diese Meinung! Die meisten sahen sich in ihren Erwartungen geradezu getäuscht. Man sagte von Mazarin, der Dankbarkeit, die man ihm schuldig sei, werde man durch die Art und Weise entledigt, in der er die Erfüllung seiner Zusagen lange verzögere und endlich nicht ohne Unannehmlichkeiten gewähre. Nur diejenigen schien er zu schätzen, die noch nicht ganz gewonnen waren: man mußte selbständig sein, gefährlich werden können, um etwas bei ihm zu erreichen. Die, welche weniger von ihm abhingen, hatten sich größerer Berücksichtigung zu erfreuen als die, welche er ganz in seinen Händen hatte: wie unter anderem die Bischöfe einen Vorzug, den er den Marschällen und Herzögen vor ihnen zugestand, sich nur daher erklären konnten, daß er von dem Klerus weniger Widerspruch fürchtete.

Richelieu war ein Dogmatiker der Gewalt, die er gründete, er hatte den Geist inquisitorischer Verfolgung und trieb diese bis zum Äußersten; Mazarin suchte zu behaupten, was er fand, oder es wieder herzustellen, wenn es erschüttert war, aber unter ihm hat niemand auf dem Schafott geblutet, bei ihm war alles Transaktion. Denn nicht von innerer Parteiung war er ausgegangen, wie sein Vorgänger, sondern von den auswärtigen Geschäften, in denen Feindschaft und Freundschaft wechseln, der Krieg durch Unterhandlungen beendigt wird. Durch ausgleichende Unterhandlung suchte er nun auch den großen Kampf der ministeriellen Autorität mit der Widersetzlichkeit und Auflehnung der untergeordneten Machthaber zum Ziele zu führen. Unter dem mannigfaltigsten Wechsel von Zuständen hatte er wirklich die alte Grundlage wieder gewonnen, wiewohl sie noch nicht vollständig befestigt

war. Seine ganze Natur, seine diplomatische Gewandtheit, der Einfluß, der seiner Persönlichkeit wie von selbst zufiel, die Oberflächlichkeit selbst, mit welcher er haßte und liebte, machten ihn dazu fähig. – Doch sind ihm seine Erfolge nicht ohne Mühe zuteil geworden.
Unter andern beweisen die handschriftlichen Aufzeichnungen von seiner Hand, die in einer ganzen Reihe kleiner Hefte und Bändchen noch übrig sind, eine der Gegenwart und den vorliegenden Verhältnissen zugewandte Aufmerksamkeit ohnegleichen. Man bemerkt darin den Wechsel der Stimmungen des Tages, Notizen über die persönliche Gesinnung des einen und des andern, den Einfluß eines Beichtvaters, die Verbindung eines Großen mit dem Provinzialadel, die Ansprüche der Gesandten, Regeln, die er sich selber nach den Erfahrungen, die er gemacht hat, vorschreibt. Zusammengestellt und auf ihre Epochen zurückgeführt, werden die in diesen Heften enthaltenen Bemerkungen noch einen reichen Stoff für eine ausführliche Geschichte liefern: vielleicht ein Tagebuch von Wahrnehmungen und Entschlüssen.
So wenig als denen, die Stellen und Gnaden bei ihm suchten, erschien Mazarin den fremden Gesandten auch von den befreundeten Mächten zuverlässig. Eines Tages hören sie ihn alle die Möglichkeiten, welche die eingeschlagene Richtung darbietet, mit Feuer und Beredsamkeit entwickeln; wenn sie ihn wieder besuchen und etwa ein günstiger Augenblick vorübergegangen ist, zieht er aus seinen Vordersätzen vollkommen andere Folgerungen.
In den Unterhandlungen, die er persönlich führt, zeigt er beinahe eine kaufmännische Ader. Die Ware, die er los sein will, schlägt er hoch an, obwohl er sie von Herzen gering schätzt; den Wert dessen, was man ihm anbietet, obwohl er ihn vollkommen erkennt, sucht er herabzusetzen. Gegen das, was der andere wünscht, stellt er sich gleichgültig an, obgleich er es nicht minder begehrt und begehren muß. Unendlich glücklich fühlt er sich, wenn er am Ende noch größere Vorteile davonträgt, als er ursprünglich erhalten zu können meinte.

Der Königin und dem König schildert er sein Verfahren bis ins kleinste, nicht gerade mit Selbstgefälligkeit, aber mit einem gewissen Behagen und mit sichtbarer Freude, wenn ihm sein Vorhaben gelingt.

Unleugbar ist sein Eigennutz. Bei Besetzungen der Stellen nimmt er sich nicht übel, auf eine oder andere Weise einem Vorteil von ein paar tausend Scudi nachzugehen; er läßt bemerken, indem er ein Patent selbst überliefert, daß er dem Ernannten dadurch die Geschenke erspart, die sonst dem Überbringer hätten gezahlt werden müssen; er macht Halbpart mit den Kapern, die er autorisiert. Aber ebenso unleugbar ist, daß sein ganzes Sinnen dahin ging, die französische Monarchie groß und stark zu machen, in Ludwig XIV. einen König, wie er sein sollte, auszubilden und zurückzulassen. In einem seiner Briefe, bald im Anfang seiner Verwaltung, findet sich sogar der höchst auffallende Gedanke, daß ein Mann, der die französische Monarchie leite, den Anhauch göttlicher Inspiration erwarten dürfe. Nie ist das Große und Echte mit dem Kleinlichen, ja selbst mit dem Gemeinen enger verbunden gewesen als in Mazarin.

Er ward nun als der Atlas und das Orakel der Monarchie betrachtet, als der Mann, auf dessen Schultern sie ruhe, der sie mit seinem Wort leite.

Die ministerielle Gewalt war unter ihm durch die persönliche Gunst des Fürsten mit der königlichen auf das engste vereinigt. Die Königin-Mutter blieb ihm, solange sie Macht und Ansehen besaß, durch Grundsatz und Gewohnheit ergeben. Es scheint wohl, als ob sie später, nachdem alle Zwecke, die sie gehabt hatte, erreicht waren, eine gewisse Verstimmung über die Fortdauer der Autorität des Kardinals empfunden habe. Ludwig XIV. gab einer solchen jedoch nicht Raum: er trug Bedenken, dem Mentor, dem er sein Glück zuschrieb, selbst durch kleine Anforderungen unangenehm zu werden. Das sonderbarste Verhältnis bildete sich. Der König von Frankreich erschien fast als der Hofmann seines Ministers: der König besuchte den Minister, der Minister

nie den König; er begleitete ihn selbst nicht die Treppe hinab.

In diesem hohen Ansehen und einer ununterbrochenen Anerkennung desselben lag für Mazarin das vornehmste Moment seiner Zufriedenheit. Als er einst nach der Vermählung Ludwigs XIV. ein paar Tage mißvergnügt erschien und man der Ursache nachforschte, so fand sich, daß er auch von der jungen Königin besucht zu werden erwartet hatte: als dies geschehen war, kehrte seine heitere Miene zurück.

Den Vortritt der Prinzen von Geblüt hätte er sich damals nicht mehr gefallen lassen wie im Anfang; er hielt zuletzt über den Vorrang der Kardinäle nicht minder streng als einst Richelieu. Wie sehr ihnen beiden in diesen Zeiten des Zeremoniells der Besitz ihrer hohen geistlichen Würde zustatten kam, wäre nicht auszusprechen.

Und hing nicht damit auch ihr Trachten nach Reichtümern zusammen? Es erschien fast wie ein Herkommen bei den Kirchenfürsten. „Das war ein großer Papst," hörte man Mazarin einst bei dem Denkmal Johannes' XXII. in Avignon ausrufen, „er hinterließ acht Millionen." Weder der Besitz der Macht allein noch der des Geldes allein könnte ihnen genügen; sie streben alles zu vereinigen, Macht und Vorrang und Überfluß.

Auch der Glanz der Kultur gehört zu der Form des Lebens, in der sie sich gefallen. Mazarin konnte, als ein Fremder, dem Aufschwung der französischen Literatur und Sprache nicht den lebendigen Anteil seines Vorgängers widmen. Nur etwa die französische Komödie gewann ihm Teilnahme ab; er liebte es, auch in dem ernstesten Geschäft ein witziges Wort daraus, eine entsprechende Situation in Erinnerung zu bringen. Übrigens aber scheint er die Literatur, um die er sich zu kümmern habe, noch mehr in der italienischen oder lateinischen gesehen zu haben als in der französischen, wie die Verbindungen schließen lassen, in denen er mit Vittorio Siri, mit Capriata stand: von Strada ließ er sich wohl eine lateinische Inschrift angeben.

Ohne selbst gelehrt zu sein, hatte er doch für die allgemeine Gelehrsamkeit einen lebendig angeregten Sinn. Er sparte weder Geld noch Mühe, um die Bibliothek, die ihm während der Unruhen zerstört worden war, wiederherzustellen: sein Bibliothekar pflegte ihm die Erwerbungen, die er machte, auf einer Tafel aufzulegen, bei der er zu seinen Audienzen gehend oder von denselben kommend vorüberging, wo er einen Augenblick gewann, um sie in Augenschein zu nehmen. Es freute ihn, wie einst Papst Leo in einem ähnlichen Fall, wenn ihm ein oder das andere damals verkaufte besonders wertvolle Werk als wieder erworben zu Gesichte kam. Überdies besaß er einige der schönsten Kunstwerke aller Zeiten; das Sposalizio der hl. Katharina von Correggio, die Venus del Pardo von Tizian; das erste hatte ihm sein Gönner, dem er wieder die größten Dienste leistete, Antonio Barberini, abgetreten; manches andere stammte aus der Galerie Karls I. Bei ihm fand man die schönsten Tapisserien aus Brügge, unvergleichliche Silberarbeiten, orientalische Teppiche, oder worin sonst der Geist der Kunst sich mit dem Luxus vereinigt und ihn geadelt hat. Er selbst verstand sich am meisten auf Edelsteine und ihren Wert.

Im Frühjahr 1658 ließ er einmal im Louvre einen großen Kredenztisch mit Kostbarkeiten bedecken, goldenen und silbernen Gefäßen, Uhren, Ringen, Kreuzen und allerlei Kleinigkeiten von Wert, und lud den Hof samt König und Königin ein, sie in Augenschein zu nehmen. Alle erschienen, dann zog die schönste der Nichten des Kardinals, Hortensia Mancini, für jeden der Anwesenden ein Los, für den König und die Königin deren zwei, wodurch die Verteilung aller dieser Geschenke bestimmt wurde.

Mazarin liebte von Jugend auf das Spiel; er wußte, wieviel er bei allem Verdienst dem Glück verdanke: noch schien er nicht an seinem höchsten Ziele angekommen zu sein.

Man hat versichert, er habe daran gedacht, bei der nächsten Vakanz den päpstlichen Stuhl zu besteigen; und allerdings wäre dies das wahre Mittel gewesen, mit höchster Ehre dem

König die Verwaltung seines Reiches zurückzugeben und so von Frankreich zu scheiden. Eine recht authentische Spur dieses Planes findet sich nicht; was man von einer darauf zielenden Abkunft zwischen Don Luys de Haro und dem Kardinal erzählt, muß ohne Zweifel verworfen werden. Und wenigstens fürs erste meinte jedermann, daß Frankreich zur vollkommenen Befestigung der Ruhe seiner Anwesenheit noch nicht entbehren könne. Welch eine Aussicht aber, mag er sie nun selbst oder mögen sie andere gefaßt haben: daß er zuerst die begonnene Einrichtung von Frankreich vollenden und alsdann die päpstliche Autorität, mit deren Inhabern er so oft gekämpft hatte, selber erwerben und in Einklang mit dem von ihm erzogenen König verwalten sollte.

Das war ihm jedoch nicht beschieden. Schon auf der Rückreise von der Insel der Konferenz erfuhr er überaus schmerzhafte Gichtanfälle, und darauf schwanden seine Kräfte sichtlich. Mancherlei Nebenumstände seines leiblichen Verfalles sind von dem Übelwollen, das die Mächtigen selbst in ihrer nächsten Umgebung zu begleiten pflegt, mit einer Art bösartigen Vergnügens bemerkt worden; man mag sie in den Memoiren lesen und daran glauben, wenn man will. Im Widerspruch damit versichert der venezianische Gesandte Grimani, von den Ärzten sei dem Kardinal die Gefahr, in der er schwebte, verborgen gehalten worden, er habe sie mit dem ihm eigenen Scharfblick selber erkannt und sich hierauf nur noch mit zwei Personen beschäftigt, mit seinem Beichtvater, um für das Heil seiner Seele zu sorgen, und mit dem König, um ihn mit den äußeren und inneren Angelegenheiten seines Reiches bekannt zu machen.

In seinem Testament ist besonders die Gründung des Kollegiums der vier Nationen bemerkenswert. Es sollte eine Bildungsanstalt für junge Leute aus den durch ihn selbst und Richelieu mit dem Reiche vereinigten Landschaften sein, Roussillon, Pinerolo, Elsaß und Flandern, und das Werk der Vereinigung gleichsam fortsetzen: die jungen Männer sollten in Paris erzogen werden, um später französische Sitte

und Art in ihren Provinzen auszubreiten. Er setzt zwei Millionen für das Institut aus und bestimmt ihm seine Bibliothek: in der Kapelle, die dazugehörte, wollte er begraben sein.

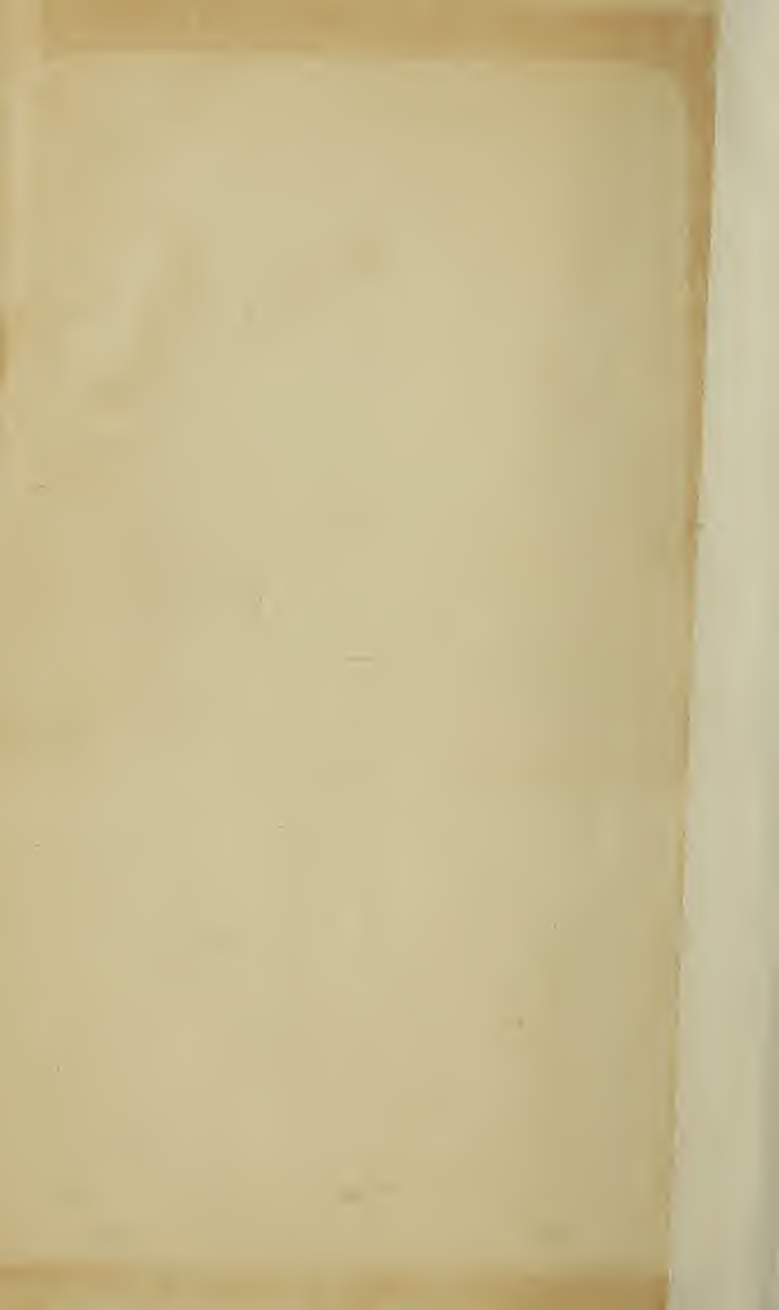
Niemals war die Wohltätigkeit eines Privatmannes mehr von Ehrgeiz durchdrungen, und zwar einem solchen, in dem sich persönliches Selbstgefühl und Liebe zu dem Gemeinwesen verbindet.

Am 9. März 1661 starb Mazarin; bei Hofe ward, was außer aller Gewohnheit ist, Trauer für ihn angelegt. Darin, daß er in vollem Genuß von Würde, Macht, Reichtum und Ansehen hinging, sahen die Menschen eine Fortsetzung desselben Glückes, das sein Tun und Lassen von Anfang an begleitet hatte.

Inhalt

Druck der Piererschen Hof-
buchdruckerei in Altenburg






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 25 04 12 008 4